

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1936

1 (5.1.1936)

Nacht- fahrt

Von Hermann Linden

Der Hermann-Göring-Kanal, der den Dämmeritz mit dem Seddin-See verbindet, wurde nach 2 1/2 Jahren Arbeit vollendet. Nach den noch notwendigen Uferarbeiten wird der Kanal im Frühjahr 1936 dem öffentlichen Verkehr übergeben.

Das ist zunächst noch Nacht der Weltstadt; Straßen voll des Trubels, der Menschen und Fahrzeuge, spielende Lichtfiguren dächerlang. Schlängelnd gleitet unser Wagen vorwärts, erreicht dann breitere, längere, stillere Straßen, freut sich am erhöhten Tempo. Dann hören sie auf, die bunten Feuer und schier ins Unendliche strebende weiße Lichtschnüre einsamer Promenaden erscheinen. Gleich darauf ist Berlin verschwunden, Berlin, die große Stadt, ziemlich schnell, überraschend. In immer neuen Versionen zeigt sich die Nacht. Unheimlich finster ist sie jetzt. Kein Mond spendet freundlichen Glanz, verschollen sind alle Sterne. Nur die Autolampen zeigen uns noch etwas von der verborgenen Welt. In ihrem weißen jagenden Licht springen Büden, Bäume und Kilometersteine wie in groteskem Tanz durcheinander. Wir fahren über Chausseen, die mit Rändergeschichten besetzt sind. Es ist ein Uhr. Aus Seitenwegen kommen zuweilen Radfahrer, nur an ihren Lampen bemerkbar, die wie gespenstische Irrewische durch die tödliche Finsternis zucken. Häuser haben wir schon lange nicht mehr gesehen. Endlich glimmt fern tröstliches Stubenlicht durch die Bäume. Kurz darauf hält das Auto, einen Bogen ziehend, vor dem Eingang des Arbeitsdienstlagers.

Ein seltsames Nachterlebnis beginnt. Der Herr, der mich hinführt, bleibt am Wagen zurück. Zwei Obertruppführer nehmen mich freundlich in die Mitte, auch geht es zuweilen Arm in Arm. Führung ist hier nötig. Wir gehen über die von Berlin herbeigeschaffte, hier aufgebaute „Kottbufer Brücke“. Leise rauscht das Wasser des neuen Kanals. Mond und Sterne sind noch immer nicht aufgestanden, also gehen wir langsam, vorsichtig, oft tappend und manchmal straukelnd die Uferböschung entlang, 700 Meter. Sandhügel, Ketten und Stride lauern, kaum sichtbar, auf der Erde. Das erste Ziel ist der Bagger Hanskat, der, mit wenigen Lichtern, rauchwolkenüberflattert, geheimnisvoll anmutend, in der Mitte des Wassers ruht, er, der Unruhe glühendes Haus.

Seit 2 1/2 Jahren wird an dem Hermann-Göring-Kanal, der dem Schiffsverkehr 18 Kilometer ersparen wird, gebaut. 16 Mann vom Arbeitsdienst taten die ersten Spatenstiche, sie vermehren sich im Laufe der Zeit auf tausend Arbeiter. Ein Kanalbett auszuhöhlen, ist ein Riesenerwerb. Zwei Jahre dauerte es, bis der Bagger seine Polypenarme regen konnte. Seit sechs Monaten ist er in Funktion — ununterbrochen, Tag und Nacht, außer Sonntags. Seit dem letzten Monat wuchs die 8-Stunden- zur 12-Stunden-Schicht. Eile war höchstes Gebot. Frost und Eis hätten die Vollendung verzögert, welche die Olympiade zeitlich bedingte.

Diese Nacht ist die letzte. Wenn die aufsteigende Sonne ihre fahlen Herbststrahlen über Kanal und Kiefern legt, werden die Eimer des Baggers die letzten Erdschollen heraufgeholt haben, glatt und ebenmäßig wird das Bett sein, die beiden Arme werden sich spurlos vereinigen und ein mit Amtshandlungen begleiteter Durchstich wird den Kanal als vollendet kennzeichnen. Die Arbeiter des Baggers, Rheinländer darunter, verrichten ihre Arbeit trotz der 12-Stunden-Schicht der letzten Zeit mit jener fröhlichen Miene, welche die Vollendung eines Werkes schenkt. 34 schwarze Eimer holen fründlich 140 Kubikmeter Sand und Erde aus dem Kanalbett, hobeln es sozulegen zurecht. Neben dem Bagger lagern die „Spülshuten“, besonders gebaute lange Käfige, in welche die Baggerfrauen ihre Ladung entleeren. Diese Spülshuten werden von einem Schlepper abgeholt und zum zweiten Bagger, dem „Saugbagger“ geschleift. Dieser Saugbagger ist die interessanteste Maschine des Kanalwerkes. Jetzt, in der sternlosen Nacht, wirkt seine Tätigkeit direkt phantastisch. Der Saugbagger gleicht einem zu Stein, Holz und Metall verarbeiteten Urzeittier. Aberichs Höflentiere steigen auf im Gedächtnis — der Drache, der ein Riese war. Meterlange Röhrenarme stößt der Saugbagger in die Massen der Spül-



Aufnahme: v. d. Vede-Presse-Bildzentrale

Brüder, was bleibt von unserer Zeit

Brüder, was bleibt von unserer Zeit?
Runen, die leuchten in Ewigkeit!
Unsere Leiber werden vergehen,
Werden als Staub in die Winde wehen.
Unsere Lieder werden verklingen —
Anders werden die Kommenden singen.
Unsre Gebärden und unsere Worte
Schluckt des Vergessens mächtige Pforte.
Aber vom Rund mit den steinernen Stufen
Werden die Chöre der Zukunft rufen.

Und auf den Straßen, die wir bauten,
Die erst die Enkel vollendet schauten,
Werden in hundert und tausend Jahren
Sausenden Schwunges die Wagen noch fahren.
Was wir in ehernen Taten schreiben,
Unverwilt wird's dauern und bleiben,
Und darüber, Beginn und Amen,
Leuchtendste Rune: des Führers Namen!

Heinrich Anacker

schute. Aus einer der Röhren braust gewalttätiges Wasser, das Sand und Erde lockert, weich macht, widerstandslos, so daß der zweite Arm die fast zur Brühe verwandelte Erdmasse mit spielender Leichtigkeit, einem gierig-unersättlichen Klüffel gleich, aufsaugt, fortführt durch lange, weit ins Uferland hinausgelegte Röhren, aus deren Schlund die Masse wie ein wilder Duell verprügelt. Das Wasser verdunstet, verläuft, verfließt später. Aber Sand und Erde bleiben. Uferland hat sich erhöht und neu gebildet. Männer sind am Ausstrom beschäftigt, Männer mit Schuhtiefeln, deren Leder bis hinauf zur Hüfte geht.

Wir gehen den Uferweg zurück. Noch immer sind Mond und Sterne unsichtbar, obwohl sie hier ein Werk mit Festglanz beleuchten könnten. Also gehen wir wieder, zu Dritt, oft Arm in Arm durch die tolle Finsternis; zuweilen tappend, manchmal straukelnd. Meine beiden Führer sind nette, intelligente, in ihre Arbeit leidenschaftlich verliebte junge Männer. Mit schönster Zuorkommenheit tappend sie mit mir durch Nacht und Nässe und erzählen mir die ganze Geschichte des Kanals. Nachdem sie in ihr Lager zurückgegangen sind, eile ich noch einmal schnell auf die Brücke. Es ist 3 Uhr 15, die Zeit, in der in Berlin die Lokale geschlossen werden, die Zeit, in der Millionen schlafen. Hier saufen zur gleichen Zeit noch die Maschinen,

dreht sich der Eimer-Paternoster damit die Morgenfonne den fertigen Kanal beleuchte. Ein eisiger Wind pfeift durch die Kiefern. Die tropische Hitze der Kesselräume fällt mir ein. Inmitten des Kanals liegen die Baggers, von wenigen Lichtern geheimnisvoll dürrig beschienen, von Schwornsteinwolken weiß überflattert, leise dröhnend und knirschend. Schwarz rieselt das Wasser. Wer hier nachts über die Brücke kommt, ohne zu wissen, was im Gange ist, wird gewiß fasziniert verharren, seltsamen Phantasien anheimfallen. Er kann träumen, etwas Heimliches ginge vor, ein rätselhaftes Nachtwerk, ein verwegenes Abenteuer. Piratenschiffe auf der Jagd nach des versunkenen goldenen Binetas Schätzen, Perleanterschiffe, mysteriösen Geschäften nachgleitende asiatische Dschunken fallen ihm ein —

„Hallo! Hallo!“ — ruft mich da die Stimme der Wirklichkeit durch die Finsternis an. Der Herr mit dem Auto, mich schon lange suchend, ist der Anker. Ich gehe zum Wagen, steige still ein. Er faßt, der Wagen. Boden, Bäume, Kilometersteine tanzen spukhaft durcheinander im weißen nuchternfalten Autolampenslicht. Immerzu habe ich noch das Knirschen des Eimer-Paternosters im Ohr und die Gluthitze der Kesselräume (deren schmale eiserne Zugangstreppen rückwärts hinabzufahren sind), im Gedächtnis. Auch den rheinischen Dialekt des Maschinenmeisters.

Ortswappen erzählen Heimatgeschichte

Von Georg Hupp / Mit 22 Wappen, gezeichnet vom Verfasser

Wie die Wappen entstanden

Das Zeichen beherrschter Vollmacht unserer Gemeindevormaltungen ist das Gemeindefeuer. Urkunden und Zeugnisse, Verträge und Befähigungen verleiht das Dorfes Bürgermeister wohl mit seiner Unterschrift, zur Beglaubigung seines amtlichen Auftrages legt er aber den Stempel daneben, der des Dorfes Wappen trägt. Das Wappenwesen ist germanisch-bäuerlichen Ursprungs. Schon bei unseren Vorfahren hatte jede Sippe ihr Abzeichen, das zugleich das Hofzeichen der Angehörigen der Sippe war. Wappen als Siegel, als Befähigung zu verwenden, war im Mittelalter ein weit verbreiteter Brauch. Herren und Fürsten, Bürger und Kaufleute führten ihr Pechschiff mit, um bei Abschluß eines Kaufes, bei Abfassung einer Schenkungsurkunde oder eines Testaments das Schriftstück mit „Hochdem Siegel“ zu versehen. Auch die Dörfer besaßen schon vor Jahrhunderten Siegelbilder. Das Bad. Landesarchiv zu Karlsruhe bewahrt in einer wohl geordneten Sammlung frühere Gemeindefeuer auf. Im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts kam der Sinn für die Pflege heraldischer Ueberlieferung in vielen Dörfern abhanden. Es tauchten Wappen in den Ortseigenen auf, die entweder nichtsliegend oder heraldisch unmöglich waren. Um das Jahr 1900 ordnete darum das Großherzogliche Innenministerium die Neuschöpfung sämtlicher Ortswappen an und beauftragte den badischen Heraldiker Held mit der Ausarbeitung von Vorschlägen und mit der Beratung der Gemeinden. Die heute gebräuchlichen Wappen sind also „altertümlich“, sie haben kaum ein Menschenalter überdauert, und doch sind sie Zeugen aus der Vergangenheit der Orte. Dem Oberinspektor Held griff bei seinen Vorschlägen auf vorhandene ältere Siegel zurück, und wo solche fehlten, schuf er ein Wappenbild, das zur Geschichte des Ortes oder zu seiner landschaftlichen Eigenart in deutlich erkennbarer Beziehung steht. So vermaßt uns die Siegelwegweiser zu sein durch die Geschichte und die Natur unseres Landes. Unser heutiger Streifen wird uns durch eine Gegend führen, die der Landeshauptstadt benachbart ist, und die dank ihrer landschaftlichen Reize und ihrer reich bewegten Vergangenheit auch weiteren Kreisen unserer badischen Landsleute bekannt sein dürfte, nämlich durch den Pfinggau.

Die Landesherrn

Zu Füßen des Turmbergs liegt die alte Markgrafenresidenz Durlach, einst Amtssitz des Pfinggaus. Sie war der Sitz der Vorfahren unseres badischen Herrscherhauses. Bis auf den heutigen Tag weist Durlach als Stadtwappen das altbadische Wappen der Markgrafen auf, den roten Schrägbalen in goldenem Schild. In der unteren Markgrafschaft strebten die Fürsten nach Abringung ihres Besitzes, durch Kauf, Tausch, Heirat oder Erbschaft wurde ein Dorf um das andere der Markgrafen Eigentum. Solche „altbadischen“ Dörfer trugen bis heute in einem Felde ihres Siegels den Schrägbalen auf Goldgrund, Stein, der Mittelpunkt des markgräflichen „Antes, Sein“, Ittersbach, Wöflingen, Grözingen und natürlich die Goldstadt Forzheim lassen am Wappen ihre frühere Zugehörigkeit zu markgräflich-badischem Besitz erkennen. Darüber hinaus geben uns die Wappenschilder Aufschluß über der Dörfer frühere Geschichte. Königsbach will unter den getrennten Vorkämpfern im zweiten Felde seines vierteiligen Wappens die



Erinnerung an die Herren von Venningen noch erhalten, mit denen die Markgrafen seit 1518 im Kondominat den Flecken beherrschten. Ittersbach war einmal Eigentum der Herren von Aebte, deren Krummstab neben dem württembergischen Bistumszeichen die Felder des Wappens ziert. Weil bis zum Jahre 1770 halb Wöflingen dem Speierer Domkapitel gehörte, steht neben dem halben badischen Wappen die Hälfte des bischöflich-speyerischen Hofzeichens, ein silbernes Kreuz im blauen Feld. Grözingen, Sitz der Gaugrafen, die von ihrem Herrrentum auf des heutigen Turmbergs Höhe ihr Land regierten, hat das Zeichen der Hohenberger, den Turm einer wehrhaften Burg, dem badischen Wappen angefügt. Beim Forzheimer Stadtwappen werden im linken Felde die Farben der Stadt, blau und weiß, von den badischen Farben rot und gelb nochmals eingefaßt.

Im Mittelalter

Der Pfinggau war dank der Fruchtbarkeit seiner Felder und der Zugänglichkeit seiner Täler und Hügel schon früher ein dicht besiedeltes Land. Zu den Zeiten, da des deutschen Reiches Schmach sich in der Aufteilung seines Bodens an unzählige Herren, Grafen, Ritter, Fürsten, Bischöfe und Aebte ausprägte, grenzte auch im Pfinggau ein Hoheitsgebiet an das andere. Es erzählen uns noch heute die Wappen davon. Die Rose macht uns mit jener Grafenfamilie bekannt, die wohl die meisten Güter hiezulande besaß: mit den Oberheimern. Die fünfblättrige rote Rose im silbernen Felde ist heute das Ortswappen von Nöttingen, sie steht in den Gemeindefeuer von Untermühlbach, Obermühlbach, Singen und Wilferdingen, sie erscheint auch im Wappen von Hohenmettersbach. Als Vasallen der mächtigen Oberheimern schalteten und makelten im Pfingstal die Herren von Remchingen. Ihr Schloß stand bei dem Dorfe Remchingen in der

Talau zwischen Singen und Wilferdingen. Zu Ende des 18. Jahrhunderts wurde es ein Opfer französischer Zerstörungswut, heute sind Herrenhof und Dorf Remchingen vom Erdboden verschwunden. Die Remchinger führten als eigenes Zeichen ihrer Familie zwei gekreuzte rote



Ältenstäbe auf silbernem Grund; zu ihrem Machtbereich gehörten die Dörfer Singen, Wilferdingen und Kleinmettersbach. Auch die Schaffere im Ispringer Wappen ist das Kennzeichen eines ausgestorbenen Adelsgeschlechtes. Geben lag nahe bei Ispringen das Dorf Neulingen, dessen Gemarkung zu Ende des 14. Jahrhunderts mit der von Ispringen vereinigt wurde. Das Wappen des Neulinger Adelsgeschlechtes, die goldene Schaffere in rotem Schild drückt bis zum heutigen Tag das Ispringer Ge-



meindefeuer auf Urkunden und Ausweise. Reichenbach, am Rande des Alblands gelegen, hat das Wappen der Emalensteiner, Wolfartsweiler das der Herren von

Gertringen übernommen. Ueber der Rathausstürze zu Grünmettersbach hängt das Dorfswappen, ein über die blaue Berge schreitender Löwe, wie ihn einst die Grafen von Wehlingen auf ihren Schildern trugen. Vom Patriarchat der Grafen von Zweibrücken erzählt im Wappen v-



den, ihr Kindlein hält sie sorgsam auf dem linken Arm. Bilsingen und Ertingen übernahmen als Siegelbild die Frauenalbische Vlie, Bilsbach und Jöhligen sind am silbernen Kreuz auf blauem Feld un schwer als ehemals speyerischer Bischofsbesitz zu erkennen.

Symbole der Landwirtschaft und des Handwerks

In einem Bauerland, wie es der Pfinggau einstens war, wurden dem einen oder andern Dorf die Symbole bäuerlicher Arbeit als Ortszeichen verliehen. Drei Orte tragen seit alters her die Pflugschar im Siegel. Langenmettersbach, Esingen und Busenbach. Während Langenmettersbach, das einstige Fürstentum, bis heute die weitaus

Rufer am Rhein: Max Rieple, Donaueltingen Lied der Arbeit

Schwinge die Harke und pflüge den Grund, daß die schwere Scholle zerfällt und aus der braunen Erde ein die Saat zur Sonne sich schält. Schwinge den Hammer, er schlage heraus aus dem Eisen der Funken Straß, damit unter wuchsendem Sommerhieb sich forme geschmeidiger Stab. Spreng den Stein und fälle den Stamm, daß durch Bruch und Wälder es klingt und mit den Rädern im Arbeitsaal durchs weite Land als großer Choral ein Lied der Arbeit singt.

größte Gemarkung unter den Gemeinden des Gauces aufweist und den Charakter als Bauerndorf am unverfälschtesten wahrte, ist Busenbach den Leistungen der Webeindustrie erlegen und zum Industriedorf geworden. Zeugnis vom lobnenden Weinbau im Hügelland der



Pfing legen die Trauben und die Rebmesser ab, die uns auf einigen Wappen bezeugen. Dietlingen und Esingen machen sich durch das Rebmesser, Weingarten und Untergrombach durch die Traube als Orte mit ansehnlichem Rebbau kenntlich. Bis auf den heutigen Tag sind die genannten Dörfer der Rebe treu geblieben, Dietlingen bebaut eine Rebgemarkung von 123 Hektar, Untergrombach immerhin noch eine solche von 88 Hektar.

Als Handwerkszeichen erscheinen auf den Siegeln unseres Gauces die Weimauge im Söllinger Wappen und der Zirkel bei Dietenhausen. Von Söllingen wird uns berichtet, daß dieses Dorf in den letzten Jahrzehnten — bevor die große Arbeitslosigkeit über unser Volk kam — viele Bauarbeiter für die Landeshauptstadt stellte. Mit



dem Dietenhausener Zirkel hat es eine andere Bewandnis. Als Dietenhausen noch in Burggenossenschaft mit Elmendingen lebte, war den Dietenhausenern ein Feldstück abgetrennt worden, für das sie keine Abgaben entrichteten. Der Volkssmund nannte das Gewann „im Zirkel“, und diese Benennung erfuhr ihr bildliche Darstellung im Ortswappen.

Die Wiederaube eines Namens in Silberdrift ist übrigens keine Seltenheit. Stein stellt seinen Namen bildlich dar durch eine Junge, die einen Baukeil hält, und Königsbach malt unter das Brustbild eines Königs einen Bach. Palmbach gar, dessen Name mit der Palme eigentlich gar nichts mehr zu tun hat, legt über das Schwert der heldenmütigen Wäldener den Zweig einer Palme als Zeichen des Friedens.

Geschichtliche Erinnerungen

Eine geschichtliche Erinnerung knüpft sich an das Bild vom Arme eines Gewappneten im linken Felde des Berghausener Wappens. Es wurde älteren Siegeln aus dem 16. Jahrhundert entnommen. Die mündliche Ueberlieferung im Volke steht darin ein Zeichen des Gedenkens an den Marich der Berghausener Bauern nach Gottesaue während des Bauernkriegs.

Seltene Zeichen

Auf vielen deutschen Dorfswappen wird der Fuß eines Schwimmvogels, einer Gans oder einer Ente, abgebildet. „Der Gänsefuß ist ein häufiges Abzeichen ländlicher Gemeinden“, stellt der bekannte Münchener Detalibler Otto Hupp fest. Stupferich und Spielberg tragen ihn seit Jahrhunderten in ihrem Siegel, ohne daß eine Begründung aus der Lage oder der Verhaltung der beiden Dörfer abzuleiten wäre.

So manches Zeichen blieb rätselhaft bis auf den heutigen Tag. Bauhofstort weist ein seltsames Bild auf, das



bereits auf einer Urkunde von 1886 eingetragen ist, aber seinem Sinn nach noch nicht gedeutet werden konnte. Die Eichel als Jöhliger Ortszeichen ist immer noch verständlicher als der Beil im Wappen von Bilsbach. Sterne und Mond werden als Wappenbilder vielfach verwendet. Genort allerdings paßt seinen Halbmond auf den Hünenkönig Ebel zurückzuführen zu können. Er habe — so irrt der Volksglaube — das Dorf Ebelort gegründet und sein königliches Zeichen, den Halbmond, dem Dorfe als Wappensymbol verliehen.

Wahre Geschichtchen aus dem Hanauerland

Die beiden Gockler im guten Zimmer

Der Hahn erfreut sich mit Recht nicht nur seines Krähen wegen wohl allgemeiner Beliebtheit und ist besonders in seiner Jugendzeit im sogenannten Mistkräherstadium ein sehr geschätzter Vogel. Daß aber ein moderner Salon mit hellen Stilmöbeln und duftigen Luftvorhängen im allgemeinen kein passender Aufenthaltsort für solches Federvieh ist, selbst wenn sie aus Originalbrut weißer amerikanischer Leghorn stammen sollten, dürfte ebenso genaugen bekannt sein. Man kann sich deshalb auch das erkaufte Geschicht unserer Hausfrau vorstellen, das sie machte, als sie morgens beim Betreten ihres guten Zimmers zwei häßliche weiße Hähne feuckernbzig auf der Lehne je eines Klubsessels thronen sah.

Wie diese in das gute Zimmer kamen? Vielleicht durch die aus Versehen offen gebliebene Tür, vielleicht durch ein offenes Fenster? Dies ließ sich nicht einwandfrei feststellen. Es war aber auch gar nicht nötig, denn daß sie einmal da waren, war eine nicht wegzuleugnende Tatsache. Die beiden Eindringlinge aber nun mit einem Mindestmaß an ählichen Spuren dieses Gockler auf Decken und Teppichen, welche leider schon da und dort zu sehen waren, wieder hinauszubringen war jetzt die brennende Frage. Die Lösung derselben erforderte entschieden strategisches Geschick und sollte mit Hilfe des inzwischen auch auf dem Schauplatz eingetroffenen und ob dieses Anblicks mitschnaubenden Gatten gelöst werden. Zunächst versuchte man eine Umgehung des Feindes bezw. der beiden Gockler. Diese aber bereits mistkräherlich gemacht, reichten die Hähne in die Höhe und ließen, was Federweh in solchen Fällen immer zu tun pflegt, zunächst wieder einmal etwas in die Klubsessel fallen. Sodann entschlossen sich beide wie auf ein Kommando einen kleinen Platzwechsel vorzunehmen. Der eine wählte sich als Standort ein zierliches Tischchen aus, worauf allerhand niedliche Nippfächer aus Porzellan standen, während der andere Hahn auf dem Kopfe Richard Wagners, dessen Büste auf dem Klavier stand, Platz nahm.

Eine rasche ungeschickte Bewegung, ein unvorsichtiges Vorgehen, hätte in dieser brenzlichen Lage angesichts der vielen zerbrechlichen Gegenstände, welche allenthalben im Zimmer herumstanden, zu einer Katastrophe führen müssen. Lautlos wie Indianer auf dem Kriegspfad rückte daher das Ehepaar der Wand entlang gegen die Fenster vor, um die freien Eindringlinge durch die offene Tür hinauszubringen. Aber auch die beiden Hähne hatten erkannt, daß es nun hart auf hart ging. Der auf dem zierlichen Tischchen sitzende Hahn schlug, um einen Anlauf zu nehmen, einige Male kräftig mit den Flügeln um sich. Daß er dabei allerhand Porzellan rücksichtslos hinwegschleuderte, lag vielleicht nicht in seiner Absicht, war aber leider eine nicht wegzuleugnende Tatsache. Immerhin gelang es demselben wieder den Hüfnerhof zu erreichen, wo er mit lebhaftem Gekacker von dem übrigen Federweh empfangen wurde. Aber auch der auf dem Kopfe Richard Wagners sitzende Hahn verließ mit fähigem Entschluß seinen Platz, und kaufte mit wuchtigen Flügeln

schlagen zur Tür hinaus, um in der gegenüberliegenden Küche ausgerechnet in einer Schüssel mit Spätzleis, den die Hausfrau eben angerührt hatte, und der auf dem Küchentische stand, zu landen. Da dieser Teig sehr dick und zäh war, konnte er nicht mehr entkommen, und nun mit Leichtigkeit gefangen werden. Daß der wütende Hausherr aber den von Spätzleis triefenden Gockler, was bestimmt zu entscheidigen gewesen wäre, nicht sofort den Hals umgedreht hat, sondern denselben nur mit einem kräftigen Fluch dem bereits ins freie gelangten Mistvieh nachwarf, verdient alle Anerkennung.

Die zwischen dem Ehepaar zwecks Klärung der Schuldfrage nachher geführten Verhandlungen, wobei der Gatte ernsthaft mit Sanftionen drohte, endeten damit, daß am andern Tages die beiden Mistfächer in der Bratpfanne schmorten, wozu festgelegt werden kann, daß nach dem Genuß derselben auch der bewußte Gockler sich wieder aufstellte. J. J.

Das gefräßige Schwein

Daß ein Schwein, vermutlich eben darum, weil es ein Schwein ist, in der Wahl seiner Nahrungsmittel keineswegs besonders wählerisch ist, dürfte allenthalben bekannt sein, und wenn mancher es dem so hart rosa schimmernden Schinken ansehen würde, aus welchen einzelnen Bestandteilen derselbe zustande gekommen ist, dann würde die Nachfrage nach dem zur Zeit etwas knappen Schweinefleisch sicher wenig häßlich sein.

Hängt da also in einem Dorfe des Hanauerlandes eine Bäuerin ihre zwei frühgemachten Felder in der Nähe der Behausung ihrer Vorlieblinge zum Trocknen auf. Sie ist nicht wenig erstaunt, als sie abends die Röcke abnehmen will, von denselben aber nirgends mehr eine Spur entdecken kann. Vom Keller bis zum Speicher wird das ganze Haus durchsucht, vergebens. Ein Verdacht auf fahrendes Volk kommt nicht mehr in Frage, seitdem sich diese Herrschaften allfälligerweise sehr rar gemacht haben. Die beiden Röcke aber waren und blieben verschwunden.

Da löste sich am andern Tages dieses Rätsel auf eine gänzlich unerwartete Weise. Beim (Sie entschuldigen!) Ausmisten des Schweinehalses brachte die Magd neben dem, was sich sonst naturgemäß in einem Schweinehals vorfindet, auch ein unbestimmbares etwas zum Vorschein, welches sich bei genauerer Betrachtung als die tranrigen Ueberreste der vermissten beiden Felder der Bäuerin entpuppte. Da hatte dieses Schwein durch eine Lücke in der Bretterverhüllung die Röcke erwischt und diese wie man bei dem Charakter eines Schweines annehmen darf, unter behaltlichem Schmatzen und Gremzen große Löcher in den Stoff reißend, in den Stall eingeschoben. Was nicht getroffen wurde, fand sich in einem Aufhänge vor, den der geneigte Leser sich gefälligst vorstellen mag. Diese wahre Begebenheit aber soll mit folgender Anknüpfung geschlossen werden:

Und die Moral von der Geschichte, ob Bäuerin hänge niemals nicht, Die Röcke vor den Schweinehals, sonst geht's dir wie in diesem Fall. J. J.

Fliegende Güterzüge

Frachtluftverkehr ist rentabler als Passagierluftverkehr / Deutschland im Frachtflugzeugbau führend in der Welt

Von Dr. Hans Woltered

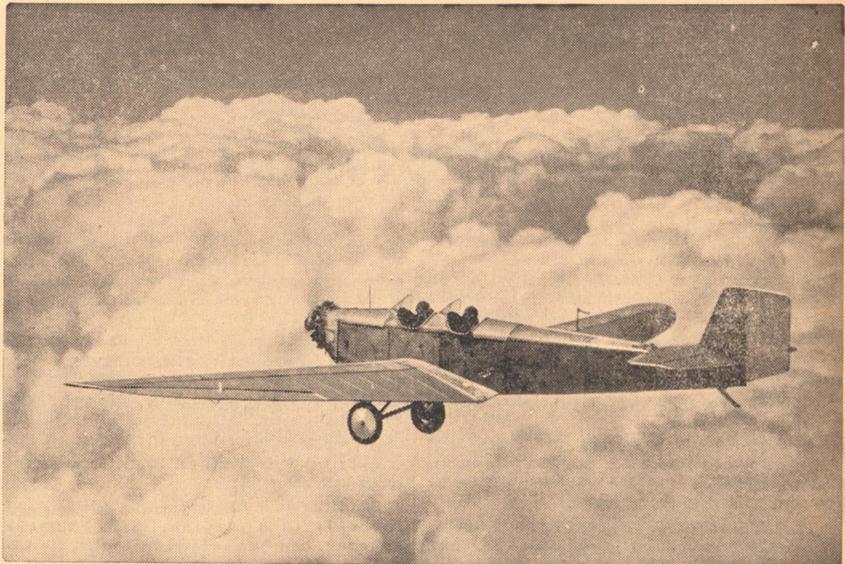
Mehr und mehr hat sich in den letzten Jahren die Erkenntnis durchgesetzt, daß sich der Passagier-Luftverkehr, von Ausnahmefällen abgesehen, schließlich niemals auf eigenwirtschaftliche Basis stellen lassen wird. Von allen im Luftverkehr beförderten Lasten ist der Mensch die bei weitem anpruchsvollste, denn seine Unterbringung erfordert nicht nur im Verhältnis zum Gewicht außerordentlich viel Platz (der große unausgenützte Kabinenluftraum!), sondern macht auch den Einbau von allerlei Zusatzrichtungen (Kabinen-Heizung, -Lüftung und -Beleuchtung, Waschraum, evtl. sogar Küche) nötig, was natürlich mit einem entsprechenden Mehraufwand an Gewicht und Luftwiderstand bezahlt werden muß.

Leite Fracht ist in dieser Hinsicht ungleich anpruchsvoller und damit, wirtschaftlich gesehen, rentabler. Es ist bezeichnend, daß in Amerika, dem klassischen Land nächster Kaufmännischer Kalkulation, die Luftverkehrsgesellschaften auf die Beförderung von Passagieren anfangs überhaupt verzichtet und sich mit dem Transport von Briefen, Paketen und sonstigen eiligen Frachtsendungen begnügt haben. Erst nachdem sich der Staat zur Zahlung namhafter laufender Geldsubventionen bereit erklärt hatte, begann man in USA auch dem Ausbau des Passagier-Luftverkehrs die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

In Deutschland ist man den umgekehrten Weg gegangen. Bei uns hat jahrelang der Passagier-Luftverkehr absolut im Vordergrund des Interesses gestanden, während die Beförderung von Luftpost und Luftfracht gewissermaßen nur nebenbei betrieben wurde. Erst seit etwa 1928/29 ist das anders geworden. Damals wurden auf Anregung des Reichspostministeriums die ersten reinen Post- und Frachtluftlinien eingerichtet, die in der Geschäftswelt alsbald so großen Anklang fanden, daß das

Streckennetz in der Folgezeit ständig ausgebaut und erweitert werden konnte. Zweck größtmöglicher Zeiterparnis werden die Post- und Frachtluftlinien in der Regel nachts befliegen, was natürlich eine entsprechende Bodenorganisation in Gestalt von Fluglotsen, Funkstationen, beleuchteten Hilfslandeplätzen und dergl. voraussetzt. Deutschland steht heute, was die Länge der solcher Art ausgebauten Nachtluftlinien betrifft, unter allen Ländern der Welt hinter den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika an zweiter Stelle. Im Gegensatz zum Passagierluftverkehr fungiert bei den reinen Post- und Frachtluftlinien als Unternehmer nicht die Deutsche Luft Hansa, sondern die Deutsche Reichspost, in deren Namen und Auftrag die Luft Hansa den Verkehr durchführt. In jüngster Zeit ist bekanntlich auch die Deutsche Reichsbahn unter die Luftverkehrsunternehmen gegangen, indem sie seit dem 1. November vorigen Jahres auf eigene Rechnung und mit eigenen Flugzeugen, freilich wiederum unter Betriebsleitung der Luft Hansa, regelmäßigen Frachtluftdienst zwischen Berlin und Königsberg unterhält. Die Eröffnung weiterer Reichsbahn-Luftlinien wird in Kürze folgen.

Es versteht sich von selbst, daß diese Entwicklung im Luftverkehr nicht ohne Rückwirkung auf das Bauprogramm der Flugzeugfabriken bleiben konnte. Es ist ja nicht so, daß sich die normalen Passagier-Flugzeuge nun ohne weiteres auch für den Frachtluftverkehr verwenden ließen; das wäre genau so, als wollte man einen D-Zug-Wagen plötzlich auch zur Güterbeförderung benutzen. Der Frachtluftverkehr verlangt vielmehr, soll er auf die Dauer Erfolg haben, den Einsatz von Spezialflugzeugen, deren Konstruktion von vornherein systematisch auf diesen besonderen Verwendungszweck zugeschnitten ist. In richtiger Erkenntnis dessen haben sich die deutschen Flugzeug-



Über den Wolken

(Eberl Bilderdienst)

fabriken in letzter Zeit mit verstärktem Eifer der Entwicklung leistungsfähiger Post- und Frachtspezialflugzeuge gewidmet — mit dem Erfolg, daß der auf diesem Gebiet zeitweise zweifellos vorhandene gewisse Vorsprung des Auslandes heute längst ein- und überholt ist. Der beste Beweis dafür ist, daß das Ausland in steigendem Maß derartige Flugzeuge von uns bezieht, und zwar besonders

dann, wenn es sich um den Betrieb von Luftfrachtkontinenten unter extremen klimatischen Bedingungen (Polargebiete oder Tropen) handelt. Es hat sich nämlich gezeigt, daß einzig und allein die Ganzmetallkonstruktion der deutschen Frachtflugzeuge solchen Beanspruchungen auf die Dauer gewachsen ist, während Holz-Verbindungsapparate, wie sie im ausländischen Flugzeugbau immer noch die Regel bilden, dabei binnen kurzem im wahrsten Sinn des Wortes „aus dem Reim gehen“.

Berühmt ist der Fall jener Goldbergwerke in Neu-Guinea, deren Betrieb anfangs außerordentlich unter dem Fehlen jeglicher Verkehrsverbindungen nach der Küste litt. Lediglich einige schmale, durch dichten Urwald und über 3000 Meter hohe Berge führende Saumpfade waren vorhanden, die allenfalls für eingeborene Trägerkolonnen gangbar waren. Der Bau einer Straße oder Eisenbahn würde, falls er technisch überhaupt möglich gewesen wäre, derartige Unsummen verschlungen haben, daß dadurch die Rentabilität der Minen von vornherein illusorisch gemacht worden wäre. So sah es denn mit der Ausbeutung der reichen Goldvorkommen zunächst recht trübe aus — bis man eines Tages auf den Gedanken kam, das Flugzeug in großzügigster Weise als Lasttransportmittel einzusetzen. Ein Park von einem halben Dutzend deutscher Ganzmetallflugzeuge wurde beschafft und mit ihnen ein regelmäßiger Luftfrachtdienst zwischen der Küste und dem tief im Innern liegenden Goldbergwerken eingerichtet. Erfolg: in ganz kurzer Zeit entwickelten sich die Minen aus kleinsten Anfängen zu blühenden Großunternehmungen, unter deren Personal von leitenden Direktoren bis zum jüngsten Kaufburschen es nur eine Stimme des Lobes über die Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit und Unverwundbarkeit der deutschen Frachtflugzeuge gibt.

Wir verfügen in Deutschland heute über Frachtflugzeuge, die mit einer einzigen Brennstoff-Füllung, also ohne Zwischenlandung, von Berlin bis Teheran fliegen und dabei noch eine zahlende Nutzlast von einer halben Tonne = 25000 Briele zu je 20 Gramm an Bord nehmen können. Das ist gewiß eine gewaltige Leistung, aber auch sie wird und muß demnächst noch überboten werden, denn um z. B. einen zwischenlandungslosen Luftfrachtdienst zwischen Europa und Nord- und Süd-Amerika einzurichten zu können, bedarf es noch wesentlich leistungsfähiger Flugzeuge, die vorläufig nur auf dem Papier vorhanden sind. Aber eines Tages werden sie Wirklichkeit werden, und erfreulicherweise sind es wiederum deutsche Neuentdeckungen, wie der Junker-Dieselflugmotor und das Heinkel-Starkatapult, die uns den Weg dorthin weisen. Die deutschen Flugzeugkonstruktoren sind bisher noch mit jeder Aufgabe, die an sie gestellt wurde, fertig geworden, — sie werden auch für diese eine brauchbare Lösung zu finden wissen.

Das „Große Los“ wird gezogen

Hinter den Kulissen der Preußisch-Süddeutschen Staatslotterie

Von Dr. Waldemar Baron von Dazur, Präsident der Preuß.-Südd. Staatslotterie

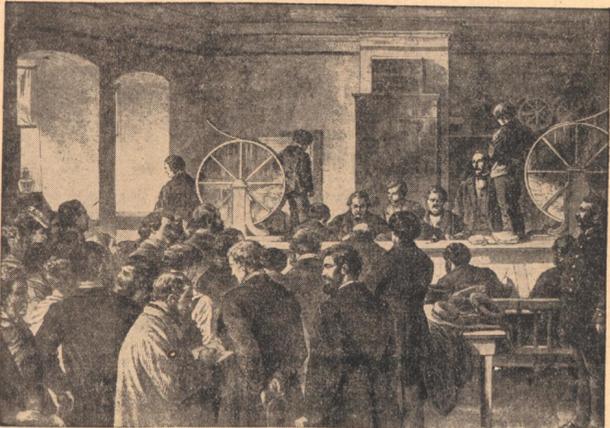
Die Anfänge eines staatlichen Lotteriewesens in Deutschland finden wir zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Damals überließ der preussische Staat die Verwaltung von Lotterien noch Privatpersonen und machte sie nur von seiner Genehmigung und von der Entrichtung einer bestimmten Kasse abhängig. Friedrich der Große monopolisierte sämtliche Lotterien, aber erst unter der Regierung seines Nachfolgers übernahm der preussische Staat die Lotterie in eigene Verwaltung.

Um die Jahrhundertwende gab es im Deutschen Reich außer der Preussischen Klassenlotterie noch 7 weitere Staatslotterien; heute sind bis auf die Sächsischen und die Hamburgische alle Lotterien der Preussisch-Süddeutschen Staatslotterie angeschlossen. Die Staatslotterie ist kein privatkapitalistisches Unternehmen, sondern eine Staatsbehörde, die im gemeinnützigen Interesse des nationalsozialistischen Staates arbeitet.

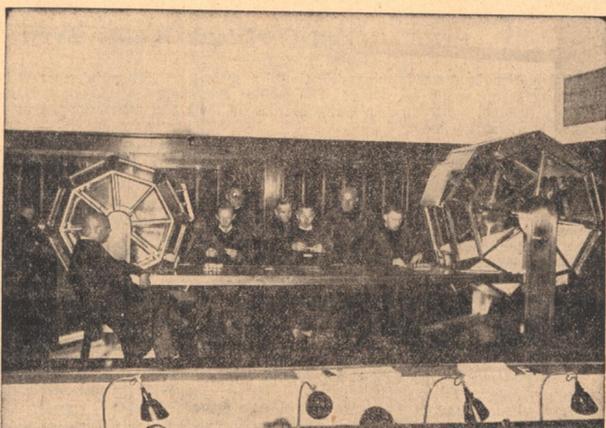
und Gewinnröllchen werden bei der Staatslotterie mehrfach einer eingehenden Prüfung unterzogen und in wahren Güterkästen verwahrt, in denen jedes Nummern- und Gewinnröllchen seinen besonderen, fest bestimmten Platz hat. Diese Einrichtung ermöglicht es, daß zu jeder Zeit vor der Einschüttung der Röllchen in die Ziehungsradler jede gewünschte Losnummer sofort vorgezeigt werden kann. Ebenso ist es dadurch vollkommen ausgeschlossen, daß das Fehlen einer Nummer übersehen werden kann. Damit ist gewährleistet, daß bei jeder Lotterie tatsächlich alle Nummern zur Einschüttung gelangen.

Das Einschütten und Mischen der Nummern- und Gewinnröllchen vollzieht sich öffentlich und wird durch vereidigte Ziehungsbeamte ausgeführt, die von anderen staatlichen Behörden gestellt werden, also nicht Beamte der Staatslotterie sein dürfen. An jeder Einschüttung, wie auch an jeder Ziehung, nehmen 7 Kommissare

Die Ziehung erfolgt in der Weise, daß aus dem Nummern- und Gewinnrad je ein Kommissar ein Röllchen herausnimmt, es öffnet und die Nummer und den Gewinn laut verkündet. Beide Kommissare geben die Nummern- und Gewinnröllchen einem dritten in der Mitte sitzenden Kommissar, der diese beiden Röllchen auf einen Faden zieht. Auf diesen Faden werden nacheinander hundert gezogene Nummern und Gewinnzettel gezogen und darauf unter Siegel gelegt. Die gezogenen Nummern werden auf diese Weise geordnet als urkundlicher Beweis dafür aufbewahrt, welche Losnummer mit welchem Gewinn gezogen worden ist. Nach der Ziehung von je hundert Nummern und Gewinnen erfolgt stets eine neue Mischung der in den Rädern verbleibenden Röllchen durch gründliches Drehen. Das Gewinnrad muß nach der Ziehung einer jeden Klasse leer sein. Die Gewinnröllchen werden zu jeder Klasse neu in das Gewinnrad eingeschüttet.



Ziehung 1875 durch Potsdamer Waisenkinder



Ziehung 1936 durch amtliche Ziehungsbeamte

Die Preussisch-Süddeutsche Staatslotterie ist das größte Lotterieunternehmen der Welt. Nach dem amtlichen Gewinnplan, der mit seinen Bestimmungen für das Vertragsverhältnis der Staatslotterie und der Spieler maßgebend ist, kommen 800 000 Lose zur Ausgabe. Die Abgabe der Lose an die Spieler erfolgt ausschließlich durch die staatlichen Lotterie-Einnehmer. Die 800 000 Lose, die zur Ausgabe gelangen, sind über das ganze Lotteriegelbiete verteilt. Jeder Lotterie-Einnehmer verpflichtet, jedem Wünsche aus den Reihen des anwesenden Publikums, eine bestimmte Losnummer vorzulegen, zu entsprechen. Danach werden die Losnummern eingeschüttet. Bereits bei der Einschüttung wird auf größtmögliches Mischen der Röllchen Bedacht genommen, außerdem werden während des Einschützens die Räder in kurzen Abständen mehrfach gedreht. Von der Einschüttung ab sind das Nummern- und das Gewinnrad stets verschlossen und versiegelt. Die Lösung der Siegel und die Öffnung der Räder dürfen von jetzt ab nur noch an den Ziehungstagen bei Beginn der Ziehung erfolgen. Siegel und Schlüssel zu den Rädern befinden sich während dieser Zeit unter dem gemeinsamen Tresorverschluss von zwei Beamten.

Die nach der Beendigung der Ziehung der Schlussklasse einer Lotterie im Nummernrad verbleibenden Röllchen sind die Nielen. Sie werden nach Abschluß jeder Lotterie dem Nummernrad entnommen und in versiegelten Säcken aufbewahrt. Für die Ziehung der neuen Lotterie werden stets neu hergestellte Nummern und Gewinnzettel verwendet. Das Ergebnis der Ziehung wird nach jeder Klasse durch die amtliche Gewinnliste bekanntgegeben.

Außer den erwähnten Sicherheitsmaßnahmen hat die Staatslotterie noch viele andere Vorkehrungen getroffen, um dem ganzen Lotterieverfahren den größtmöglichen Schutz gegen etwaige Unregelmäßigkeiten zu verschaffen. Es liegt jedoch jenseits des Interesses der Spielenden Bevölkerung, wenn diese Maßnahmen der Öffentlichkeit nicht bekanntgemacht werden. Nur soviel soll hier gesagt werden, daß das unbeschränkte Warten des Zusatze bei dem gesamten Spielbetrieb unbedingt gewährleistet ist.

Astronomische Ergebnisse 1935

Der Direktor der Harvard-Sternwarte, Professor Shapley, hielt einen viel beachteten Vortrag über die Fortschritte der Himmelskunde im Jahre 1935. Hierbei führte er besonders an, daß die Beobachtungen der Nova Herculis, die Entdeckung eines neuen Sterns, der vielleicht der Sonne am nächsten von allen steht und die Wiederentdeckung des Hjalgo am bemerkenswertesten sind. Sir Arthur Eddington habe sich das große Verdienst erworben, die Schnelligkeit der Ausdehnung des Universums nach neuen Gesichtspunkten heraufzuleiten. Ein wesentlicher Fortschritt ist auch die Uebersetzung astronomischer Schriften in die türkische Sprache.

Schon mehr ins technisch-wissenschaftliche Gebiet führt der Hinweis des Gelehrten, daß durch die Aufstellung eines riesigen Fernrohrs bei Toronto in Kanada und durch die Anfertigung einer zweiten Linse von 200 Zoll für das Teleskop von Paladina der astronomischen Wissenschaft riesige Vorteile erwachsen sind, deren Auswirkungen erst in einigen Jahren feststellbar sein werden. Ebenfalls für die Zukunft bestimmt sei die Lösung der Hypothese, daß die Zukunft bestimmt sei die Lösung der Hypothese, daß die Zahl der Planetoiden des Sonnensystems nicht weniger als 40 000 betrage. Allerdings wird man erst im Jahre 1938 diese Hypothese als richtig oder falsch erkennen können, wenn nämlich das 200 Zoll-Fernrohr in Betrieb gesetzt und auch der Phototelegraph dienlich gemacht ist. Durch das 100 Zoll-Fernrohr scheint allerdings diese Hypothese bereits bestätigt zu sein. Auf Grund der durch dieses Fernrohr gemachten Photographien ist die riesige Menge der Planetoiden des Sonnensystems schon jetzt erkennbar, wenn auch endgültige Zahlen noch nicht gegeben werden können.

Von B. Brandeis

Die sieben Brüder

Christoph saß in der warmen Stube und schaute durch das Fenster. Immer noch wirbelten draußen die Schneeflocken nieder. Sölve, Christophs junge Frau legte bedächtig drei schwere Buchenscheite in das Feuer. Dann ging sie zu Christoph an das Fenster und setzte sich neben ihn nieder.

„Erzähle mir einmal genau die Geschichte von der Gründung unseres Dorfes“, bat sie ihn. Sölves Heimat, bevor sie Christoph geheiratet hatte, war ein anderes Dorf gewesen.

Christoph hob erkaut den Kopf. „Die Geschichte?“ fragte er. Warum Sölve ihn plötzlich danach fragte, verstand er nicht recht. Und überdies, hatte er Sölve die Geschichte schon längst einmal erzählt.

„Es ist keine lange Geschichte, und ganz genau kennt sie niemand“, erklärte Christoph, „eigentlich ist es eine Sage, nach der es sieben Brüder gewesen sein sollen, die vor langer, langer Zeit an dieser Stelle mitten im Wald sieben Hütten nebeneinander errichtet haben.“

„Sieben Hütten“, nickte Sölve“ seltsam, und sieben Hütten stehen auch heute noch an dieser Stelle.“

„Du vergißt“, sagte Christoph lächelnd, „wo wir wohnen, aus dieser Hütte ist ein kleines Haus geworden, und eine Sage ist noch lange keine wahre Geschichte.“

Sölve schweig. Sie schaute durch das Fenster dem Tanz der Schneeflocken zu. Dann sagte sie mit ihrer weichen Stimme: „Ein Punkt Wahrheit steckt wohl hinter jeder Sage — es wäre sehr schön, wenn auch heute noch sieben Brüder im Dorfe lebten.“

Christoph bejahte, ohne weiter über Sölves Worte nachzudenken. Er hatte wohl aus dem Ton ihrer Stimme gespürt, daß sie mehr sagen wollte, als sie ausgesprochen hatte, aber er war keiner von denen, die lange grübeln. Im Gegenteil, Christoph hatte immer schon einen klaren und weit vorausschauenden Blick für alle Dinge des Lebens bemerkt, zudem hatte er jederzeit viel Glück gehabt. Dem war es auch zu verdanken — und das wußte Christoph genau — daß er zu dieser schweren Zeit, während der strenge Winter draußen keine Arbeit erlaubte, sorglos am Fenster sitzen konnte. Seiner Vorkaufsicht nach würde er mit Sölve und den Kindern in allem, was in dieser Abgeschiedenheit durch den tiefen Schnee von der übrigen Welt zum Leben notwendig war, recht gut auskommen. Worüber sollte er sich also weiter den Kopf zerbrechen?

In der großen behaglichen Bauernstube standen die ersten Schatten der nahen Dämmerung auf. Christoph schaute immer noch durch das Fenster. Der Neigen der Flocken hatte sich gelichtet; bald würde es ganz zu schneien aufhören. Sölve saß stumm neben ihm und strickte. Da stand Christoph auf und redete sich.

„Ich will im Wald nachschauen, ob der Sturm von heute mittag Schaden unter den Bäumen angerichtet hat“, sagte er zu Sölve.

Sölve nickte ihm zu. Dann schien es, als wäge sie diese Worte, bevor sie zu ihm sagte: „Christoph, geh nicht blind an den Hütten der anderen vorbei.“

Einen Augenblick lang lag ein Schatten über Christophs Gesicht. Er zog seine dicke Jacke über, setzte die Mütze auf und ging rasch und wortlos aus der Stube.

Vor dem Haus schaute Christoph zum Himmel auf. Es hatte wahrhaftig zu schneien aufgehört. Er wollte also in den Wald gehen, der kaum hundert Schritte von ihm entfernt die Hütten des kleinen Dorfes wie ein dichter Wall umlagerte.

Noch nicht einmal zwanzig Schritte hatte er hinter sich, da mußte er plötzlich stehen bleiben. Ein Rubel von mindestens zwanzig Nehen kam langsam, jedoch ohne Scheu auf ihn zu. Immer näher kam das Bild und blieb dann knapp vor ihm stehen.

Sogleich wußte Christoph, was dies zu bedeuten hatte. Die Macht des Winters in Schnee und Frost war so groß geworden, die Qualen des Hungers so unerträglich, daß die Tiere wie in einem letzten Ausweg der Verzweiflung, hilflos suchend zu den sonst ängstlich gemiedenen Wohnstätten der Menschen vordrangen.

Die großen dunklen und hungrigen Augen der Rehe saß Christoph voll müder Traurigkeit und in ein wenig Erwartung auf sich gerichtet. Er ging einen Schritt vor. Mit ihren feuchten und kalten Mäulern schnupperten die Tiere an seinen warmen Händen, fast gierig. In diesem Augenblick, ohne zu überlegen, was er tat, spitzte Christoph seinen Mund und lockte erst leise mit zischenden Tönen und dann mit lauten, guten Worten das Wild an sich. Zugleich fing er an, nach rückwärts zu gehen, in langen und regelmäßigen Schritten, seinem Laufe zu, während die Schar der Rehe ihm willig und zutraulich folgte.

Als Christoph vor der Haustüre stand, wartete er einige Minuten und war dann enttäuscht, daß Sölve hinter dem Fenster sitzen blieb, statt zu ihm vor das Haus zu kommen. Er ging zu ihr in die Stube und forderte sie auf, so rasch als möglich an geschützter Stelle im Hofe Futter für die halbverhungerten Tiere aufzuliegen. Sölve zögerte. Sie hielt Christoph vor, daß sie nach seiner Berechnung auf keinen Fall so viel Heu übrig hätten, um die Rehe zu sättigen. Ihre eigenen Tiere im Stalle würden

sie dann nicht mehr mit Sicherheit bis zum Frühjahr durchfüttern können und sie müßten vielleicht das eine oder andere Tier aus ihrem Viehbestand opfern, in gleicher Weise, wie dies jetzt schon in allen anderen Hütten aus Futternot geschehen war.

Ueber diesem Einwand Sölves war Christoph im ersten Augenblick vor Staunen sprachlos. Dann aber entrüstete er sich.

„Sölve, man kann nicht anders, man muß doch den Nehen Futter geben, solange auch unsere Tiere noch satt sind“ redete er hart und heftig auf Sölve ein.

Sölve ließ diese Worte ausklingen, dann fragte sie ebenso hart und heftig:

„Du bleibst dabei, Christoph, was du gesagt hast — so lange die einen satt sind, sollen sie mit den anderen, den Hungerigen teilen?“

„Ja!“ schrie Christoph, „es muß so sein, ich stehe dafür ein.“

„Gut“ sagte Sölve. Sie schien dabei zu lächeln. Dann breitete sie flink unter dem Scheunendach reichlich Futter für das Wild aus. Christoph half mit. Ohne Scheu fingen

Bimbo war knapp fünf Jahre alt. Er hatte zum erstenmal seinen Onkel im Ateker besuchen dürfen. Der Onkel war Kunstmaler. Bimbo zeigte größtes Interesse für alle Dinge, die ihm so wunderbar neu waren. Er kroch unter den großen Zeigetisch und leerte den Papierkorb aus. Seine kleinen Arme konnten die Last kaum mehr tragen; viel buntes Papier und alte Plakatvorlagen, leere Schachteln und Schächtelchen, so bepackt wollte er sich auf den Heimweg machen.

„Mein Bimbo, das geht wirklich nicht“, sagte die Mutter. Bimbo mußte also seine Auswahl beschränken. Er war darüber sehr traurig. Aber bevor er wieder nach Hause ging, bestaunte er noch einmal eingehend die vielen Bilder rings an den Wänden. Besonders ein Bild schien es ihm angetan zu haben. Es leuchtete und schillerte in allen Farben; blutrot, meerblau, gelblich, und sehr Goldenes war dabei.

„Gefällt dir das Bild, Bimbo?“ fragte der Onkel. Er erzählte Bimbo auch, daß das Bild eine ins Meer untergehende Sonne zeige.

Musikanten im Himmel

Von Christoph Walter Drey

Mit den Straußens war schon gar kein Umgehen mehr. Einer war grantiger als der andere. Am meisten aber waren der Johann, der Sohn vom Vater oder, wenn ihr wollt, vom alten Johann.

Die beiden Johannes und der Joseph und der Eduard schnitten so grimmiige Gesichter, daß ihnen der Petrus schon einmal verwornend gesagt hatte: „Kinder, so was gibts hier nun nicht! Euch scheint die himmlische Gnadensonne und ihr tut allesamt, als säßt ihr im höllischen Donnerregen — es regnet ja unten nämlich manchmal hundert Jahre lang. Ihr müßt artig sein oder ich seh' euch in eine Ecke, wo euch niemand sehen kann. Ihr verderbt ja noch allen die gute Laune.“

„Und ist sie längst verdorben“, brummte der alte Johann.

„Und ich hab' gedacht, ihr würdet hier oben noch lustiger sein als im irdischen Jammerthal, und hab' mich gestreut, als ihr kamt! Ja, so kann man sich irren!“

Damit spazierte Petrus weiter auf seinem Inspektionsgang durch die Himmelsäle.

Kam der Beckhosen an den Straußens vorbei, blieb er wohl ein Weilchen mit verkränkten Armen stehen und sah sie groß an, aber er sagte nichts.

Sie hatten sich das schon mal verbitten wollen, doch ihr Respekt vor dem Weiser ließ es nicht zu.

Der gutmütige Mozart klopfte dem einen oder anderen der Strauße auf die Schulter und meinte: „Aber Freunde! Schau a bißl lieber drein! Ihr Weaner seid froh!“

„Da soll man wohl froh sein“, antwortete Johann der Zweite mürrisch, „trotz, wenn sie nix mehr von einem wissen wollen.“

„Wer denn nicht?“

„Na, die da drunten. Tanzt man noch 'nen Walzer von uns? Tanzt man überhaupt noch? Man huppt und wackelt und renkt sich Arme und Beine aus und macht dazu 'ne Musik — nicht zum Anhören!“

„Müßt euch nicht so viel um das da drunten mehr kümmern!“ rief Mozart. „Ihr seid doch gut aufgehoben hier droben.“

„Ach“, sagte Johann Senior, „ihr habt immer im Himmel gelebt, Herr Amadeus, schon als ihr noch drunten wart!“

„D' jeh, o jeh!“ seufzte Mozart. „Ihr wißt doch, wie jämmerlich ich drunten gelebt hab'!“

die Rehe zu fressen an. Eines unter ihnen, das besonders kraftlos schien und Mähe hatte seine dünnen Läufe wieder aus dem Schnee zu ziehen, nahm Sölve auf den Arm und trug es in die warme Stube. Voll Ärztlichkeit freischelte Christoph über den zitternden und glänzenden Leib des armen Tieres. Und zu Sölve sagte er freudig, als er ihre mütterlich warme Sorge um das Tier spürte: „Dra, Sölve, jetzt erst kenne ich dich wieder.“

Sie gingen zurück vor das Haus. Inzwischen waren Männer und Frauen aus den Hütten des Dorfes herbeigekommen. Sie hatten den Zug des Wildes beobachtet und umstanden jetzt voll freudiger Genugtuung über Christophs Tat die fressenden Tiere. Aber als sie Christoph sahen, lenkten sie verlegen und schen ihre Blicke.

„Christoph“, sagte Sölve leise, „denkst du daran, was du gesagt hast, von denen die satt sind und denen, die hungern?“

Christoph stand noch an der Haustüre als Sölve diese Frage an ihn richtete. Er schaute Sölve starr an, dann schloß er plötzlich wie in großer Scham, verlegen und errötend die Augen. Und mit einemmal wußte er klar, warum Sölve ihn heute so eindringlich nach der Geschichte der Gründung des Dorfes gefragt hatte.

Langsam öffnete er wieder seine Augen. Er legte Sölve seine Hand sanft auf die Schulter und lächelte.

„Sieben Hütten“, sagte er laut, „und unser Vorrat, Sölve, geht jetzt in sieben Teile.“

„Sieben Brüder“ lächelte Sölve. Christoph nickte.

„Sieben Brüder“ sagte auch er. Dann schaute er auf die Männer und die Frauen, die immer noch stumm ihre Blicke gesenkt hielten. Und zugleich saß er nach den Nehen.

Bimbo nickte. Dann sagte er sehr kurz und bestimmt: „Mitnehmen!“

„Mein Bimbo, du kannst das Bild doch gar nicht mehr tragen“, versuchte die Mutter ihn zu überzeugen.

Das sah Bimbo ein. Aber trotzdem fing er zu weinen an.

Der Onkel wollte ihn beruhigen und ihm eine Entschädigung bieten. Zum Glück konnte er einen halb leeren, alten Malkasten noch aus seiner Schatzkiste finden. Den machte er Bimbo feierlich zum Geschenk. Darauf war Bimbo wieder beruhigt. Er durfte seinem Onkel, der gerade ein neues Bild zu malen angefangen hatte, noch kurze Zeit aufschauen. „Dast du noch sehr viel so großes weißes Papier?“ fragte Bimbo. Wahrscheinlich wollte er zu seinem Farbkasten gleich die entsprechende Malkäse mitnehmen. „Das ist kein Papier“, erklärte der Onkel auf das Bild weisend, „das ist Leinwand, alle Bilder, die du hier siehst, sind Leinwand.“

„Leinwand?“ fragte Bimbo zweifelnd.

„Ich mein', euer Geist war immer hier droben. Wir aber waren mit Leib und Seele Erdenkinder. Und euch hält man noch hoch in Ehren, dagegen uns —?“

„Mit mir springen sie auf der Erden auch nicht immer manierlich um!“ erwiderte Mozart lächelnd. „Wenn ich nur an die ‚Bearbeitungen‘ denke! Aber ich verzeh's ihnen.“

Und nun war mit den Straußens auf einmal eine Wandlung vor sich gegangen. Sie hatten viel die Köpfe aufammengesteckt, hatten gehuscht und getuschelt und ihre Mienen waren aufsehens befreiter geworden.

Und dem es zuerst auffiel, trotz seiner Kurzsichtigkeit, war der Franzl, der Schubert.

„Ihr seid heut ja so ganz ausgewechselt!“ sagte er.

„Wir haben auch Urnach“, antwortete Johann, der Jüngere. „Man spielt uns wieder drunten, man tanzt uns wieder! Es fängt freilich erst an damit, aber wo ein Anfang ist, wird ein Fortgang sein. Die Leut' müssen doch auch mal wieder geseht werden!“

Und der Vater Johann meinte: „Ich glaub', daß alle Berrücktheiten, die sie gemacht haben, ihnen schon viele Jahre im Blut gelegen sind. Das Blut war ihnen toll geworden, darum tanzten sie all' die blöden Sachen, und hatten keine Freud mehr am Schönen.“

„Harmonie und Grazie werden ihnen wiederkehren“, sagte der Joseph.

„Wollen's hoffen!“ meinte Schubert sanft.

Die Straußens nahmen ihre Geigen, bliesen den Staub ab und geigten im Quartett „An der schönen blauen Donau“.

Petrus meinte bei sich, als er es hörte, daß es zwar keine rechte Musik für den Himmelsaal sei, aber er mußte die Melodie doch mitsummen, und als sich zwei, drei und immer mehr Paare danach drehten, dachte er: „Ja, so ein Walzer ist doch das Beste! Wäre ich noch jung, würde ich mich auch nicht bestimmen.“

Jetzt sangen die Straußens zu ihrem Walzer und alle saugen mit:

„Dank dem Herrn der Welt, Er beschied uns zum Trost Selbst in ernster Zeit, das frohe Lied.“ —

Und das klang fröhlich und friedlich zugleich.

Heimatbriefe

Von Rudolf Paulsen

(1916)

Ihr Briefe aus der Heimat, wenn die Hand Euch gierig-schamhaft in das Dasein reißt, Dann — einen Augenblick gibt es kein fremdes Land, Weiß ich, daß alle Welt nur Deutschland heißt.

Deutschland sind diese Briefe, daß ich halte, Es riecht und klingt und schmeckt nach deutschem Land... Ein Augenblick... bis ich die Briefe spalte — Papier, Papier, Papier hab ich in meiner Hand.

Was ihr auch schreibt und welches Wort ich lese, Je mehr ich lese, rückt die Heimat fort, Es ist, als ob sie mir in meiner Hand verwehe, Und mit dem Gruß verschwindet und dem letzten Wort.

Dann fleh ich stumm und mach die Augen weit, Der Brief hängt tot in meiner lassen Hand. Deutschland ist hinter aller Ewigkeit Und endlos liegt um mich das fremde Land.

„Ja!“, sagte der Onkel, so, wie dein Hemd, wie Mutters Sommerkleid, einfach weißer Stoff.“

Dann aber war es wirklich höchste Zeit für Bimbo, nach Hause zu kommen.

Er mußte noch Abendessen, dann Gute Nacht sagen, und dann ins Bett.

„Schläfst du schon?“ fragte die Mutter. Bimbo rührte sich nicht mehr. Die Mutter ging aus seiner kleinen Schlafstube und schloß leise die Tür.

Die Eltern verbrachten den Abend im Zimmer nebeneinander. Pflöchlich — es war schon fast zehn Uhr — sagte der Vater: „Schläfst eigentlich Bimbo noch nicht, mir scheint, es brennt sogar Licht in seinem Zimmer.“

„Unmöglich, ich habe das Licht selbst ausgedreht“, sagte die Mutter und ging zur Tür. Als sie die Tür zu Bimbos Schlafstube geöffnet hatte, blieb sie starr an der Schwelle stehen.

Bimbo saß in der Mitte des Zimmers auf dem Betttuch, das er über den Fußboden ausgebreitet hatte. Neben ihm lag der Malkasten, in den er gerade spuckte, während er mit dem Finger im Farbnapf umrührte. Sein Gesicht war blau und rot und gelb. Aber noch bunter, noch viel farbenfreudiger leuchtete das Betttuch.

„Um Gottes Willen, aber Bimbo, was machst du denn da?“ erschrak die Mutter.

Bimbos Augen waren wild vor Freude und Begeisterung. Er stand jetzt auf in seinem langen nachstehenden bis zu den runden Beinen. Stolz und nachhaltend schrie er:

„Mutti! Mutti! — Der Sonnenuntergang!“

Da war auch schon der Vater im Zimmer und sah das Gesehene. Er war sprachlos zuerst und wollte eigentlich aufpassen. Aber er durfte es nicht tun, er mußte „väterlich“ eingreifen.

„So! — Und das Betttuch?“ sagte er streng.

Bimbo wußte augenblicklich den Ton dieser Stimme zu deuten. Kleinklaut versuchte er noch zu sagen, daß doch der Onkel gesagt hatte, alle Bilder sind Leinwand!

Der Vater blieb hart. „Ich muß dich bestrafen!“ sagte er. Und er erklärte Bimbo, wie hart er und die Mutter das Geld zu verdienen hatten, das Geld, um jetzt wieder ein neues Betttuch zu kaufen. Dies war des Vaters Erziehungsmaxime; sein Kind sollte einsehen lernen, warum es bestraft wurde. Auf diese Weise hatte er bei Bimbo in letzter Zeit nur noch selten zum Stock greifen müssen.

Bimbo fing zu weinen an. „Mein, bitte nicht den Stock!“ flehte er zitternd.

„Gut!“, sagte der Vater, „wenn du Angst hast vor der Strafe, die du verdient hast, bist du ein Feigling, und ich werde nie mehr mit dir reden.“

Dann wurde Bimbo zum zweitenmal zu Bett gebracht.

Am nächsten Morgen — Vater und Mutter sahen gerade beim Frühstück — kam Bimbo schon gewaschen und angezogen ins Zimmer. Weber Vater noch Mutter, niemand beachtete ihn mit einem einzigen Blick.

Bimbo aber hatte den Stock mitgebracht. Er zog den Vater am Rockärmel. „Du sollst mich bestrafen“, sagte er und gab dem Vater den Stock.

„Dreß dich um!“, sagte der Vater. Er berührte mit der Hand Bimbo nur ganz leicht.

„Es tut gar nicht weh!“ sagte Bimbo und lachte jetzt wieder.

„Doch!“, sagte der Vater streng, „es tut weh, nur spürst du es nicht — weil du tapfer bist!“

Peters Unglückstag

Von Josef Thobe

Deutsche Frau

Du trägst in deinem Herzen eine Welt, durch dich erblühet oder stirbt ein Volk, an deinem Weilen wächet es oder fällt.

Du bist die Hüterin, sei rein und schlüch, Du bist der Quell in deinem kleinen Kreis, und du gibst Dunkel oder gibst das Licht.

Aus dir wird Leben, und durch dich wird Tod Du weisest deinem Volk den Weg zu Gott. E. Kahlenbach.

In tiefen Gedanken verfunken stand das glätrige Peterlein vor dem Glas mit Goldfischen und tippte hin und wieder, wenn die Fische einen Moment still im Wasser standen, mit dem Zeigefinger an das Glas. Dann schrak die Fische zusammen und schwammen pfeilgeschwind an die andere Seite des Bassins, bis Peter mit seinem Finger sie auch dort wieder vertrieb. Nach seiner Weltanschauung mußten sie immer im Wasser herumschwimmen, sonst stimmte da etwas nicht mehr.

Peters naturwissenschaftliche Studien erstreckten sich nach einiger Zeit auch auf die Temperatur des Wassers. Das Thermometer, welches im Wasser schwamm, verstand er nicht zu lesen. Wenn er wissen wollte, ob das Wasser warm oder kalt war, dann steckte er instinktmäßig die Hand hinein. Hier bei den Goldfischen stellte er sofort fest — zu kalt, bedeutend zu kalt!

Kalte tut weh, das mußte Peter aus Erfahrung, besonders im Winter, wo man sich der dummen Abhärtung wegen jeden Morgen im eiskalten Wasser wusch

Schuppen kleben, fiel ihm weiter nicht auf! — Als er dann den Goldfisch wieder ins Wasser setzte, blieb jener oben auf dem Wasser liegen und rührte sich nicht mehr. Peter tippte ihn mit dem Finger — es half nicht. Das konnte er nicht recht begreifen. . . . Eben wollte er sich einen anderen Fisch aus dem Bassin holen — da kam Peters Mutter ins Wohnzimmer und bewachte die anderen Fische vor Peters Waschkunst. Es war aber schon zu spät. Das auf 40 Grad erwärmte Wasser tat den Fischen nicht mehr weh!

Dann begann ein anderes „Abfeilen!“ — Ein paar Stunden später durfte Peter mit seiner Mutter in die Stadt gehen und den Kinderwagen mit seinem kleinen Bruder Willi schieben.

Als die Mutter in ein Geschäft ging, mußte Peter bei dem Kinderwagen draußen stehen bleiben. Es war ein sonniger Spät-Winterstag. Seit einigen Tagen wehte der Föhn und hatte fast allen Schnee in Wasser verwandelt, welches in kleinen, grauen Bächen in den Straßenrinnen floß. Nur hier und da lag noch in einer Ecke ein schmutzig-grauer Rest gefrorener Schnee. Peter entdeckte in einem Winkel noch ein Häuflein blendend-weißen Schnees. Den hätte er gerne mitgenommen, aber wie? — Föhnlich — ah, ah!

Schnell formte er sich mit den Händen eine Menge Ballen und packte sie zu Füßen Willis in den Kinderwagen. Der wehrte sich mit Geschrei gegen diese Kästelaufuhr und ließ sich auf keine Weise beruhigen, zum größten Mergel der Mutter, die schließlich gezwungenermaßen mit Willi heim mußte.

„Dast du Willi geschlagen“, fragte sie unterwegs den Peter? „Nein, Mutter“, antwortete Peter treuherzig und dachte nicht einmal an die Schneeballen im Wagen.

„Warum weinst er denn, ihm muß doch etwas fehlen?“ — „Vielleicht ist es ihm zu kalt“, gab Peter ohne Arg zur Antwort und dachte immer noch nicht daran, daß die Schneeballen schuld sein konnten! —

Dabei fand sich dann des Rätsels Lösung schnell. . . . Während der jetzt folgenden Exekution fragte die Mutter in einer Atempause: „Na, ist's noch kalt, Peter?“ „Nein, Mutter, es brennt mir!“ antwortete Peter und hielt die Hände gegenwo hin! — „Nein, es ist immer noch kalt“, lachte die Mutter und gab ihm noch ein paar Streiche. . . .

Peter weinte ein wenig und als dann langsam die Tränen verkleten, sah er sich nach einer neuen Beschäftigung um.

Seine beiden zwei Jahre älteren Freunde aus der Nachbarschaft, die aus Gesellschaftsbedürfnis herübergekommen waren, kamen ihm gerade recht.

Er zog seine Wollmütze über den Kopf und ging mit ihnen fort.

„Dast du Schläge bekommen“, fragte der eine? „Nein!“ antwortete Peter ta erstaunt. — „Nein!“ — „Du siehst aber doch vermeint aus!“

„Das kommt — meine Augen haben geschwitzt!“ — Seine Freunde neckten ihn, wegen seines vermeintlichen Aussehens. Da zog Peter die Wollmütze ganz über das Gesicht; als man sie ihm hochziehen wollte, ließ er die

Mütze fallen und lief fort. „Jetzt könnt ihr mir die Mütze nachfragen, ich habe sie nicht mehr auf“, rief er zornig und lief weiter. Zuerst so schnell er konnte, dann als er sah, daß seine Freunde nicht daran dachten ihm die Mütze nachzutragen, blieb er stehen.

In seinem heißen Köpfchen stritten sich Gewitter und Sonnenschein.

Sollte er die Mütze holen oder liegen lassen? — — — Sie holen — dann lachte man ihn gewiß aus; sie aber liegen lassen und weinend zur Mutter gehen und sagen, man habe sie ihm weggenommen — schien ihm auch nicht rätlich. Er kannte seine Mutter in diesen Dingen ziemlich genau, wehe ihm, wenn etwas in seinen Behauptungen nicht stimmte! — Scheinbar interessiert schaute er den vorbeifahrenden Autos nach, dabei beobachtete er aber gespannt, was seine Freunde wohl mit seiner Mütze machen würden. Diese hoben die Mütze auf und als sie sahen, daß Peter sie nicht holte, hingen sie die Mütze an einem Gartensaum auf und gingen langsam fort! — Zornig stampfte Peter mit seinen Nagelschuhen den Boden. Nun mußte er sich seine Mütze selber wiederholen und er hätte sich doch so sehr geäuert, wenn man sie ihm bittweise gebracht haben würde.

In seinem Herzen haßte er seine Freunde und nahm sich vor, nie mehr mit ihnen zu spielen! — — — Auf einem Bauplatze löschten Arbeiter Kalk. Die dampfende Kalkmilch erregte Peters Neugierde.

„Ist das da heiß“, fragte er? „Ja, darin kannst du kleiner Mann gekocht werden. Willst du?“ antwortete lachend ein Arbeiter. — — — „Necelini!“

Der Arbeiter sah ihm ein paar kleine Kalkstücke und sagte: „Du mußt dabeiim Wasser darüber gießen, dann dampft es!“

Peter steckte die Kalkstücke in die Tasche und lief fort. Unterwegs stolperte er und fiel in eine Wasserlache. Gleich darauf späzte Peter, daß es in seiner Tasche heiß

Zulvan Lislara fragt:

„Das ist mein Bekanntheit, das Geheimnis meines Lebens. Darum habe ich keine Vorurteile, keine Menschenangst, keine Menschenanbetung, darum bin ich demütig für mich und meine Erbengeissen, ob sie verbleiben sind oder nicht. . . .“

Ich kann nur noch helfen und trösten — ich denke oft: Was habt ihr getan, daß ihr so ganz verschüttelt seid von wertlosem Zeug! Wißt ihr denn eigentlich, daß das Leben nur ein paar Tage dauert? Und daß euer Seele verschmachtet? Einen Blumenstrauß verschicken, einem armen Menschen zuhören, ein Kind ertrösten, oder einem Menschen durch Verleihen helfen, das ist für irgend einen, den Gott verließ und der sich auf der Welt nicht mehr zu helfen weiß, dem sie alle megalanien sind, das sind die großen, wichtigen Dinge des Lebens!

mußte. Peter empfand Mitleid mit den Fischen und er brachte ihnen in der Lakettstube heißes Wasser, immer mehr — bis die Fische im Bassin aufgeregert herumschwammen.

Peter stellte mit Vergnügen und Befriedigung fest, daß die Goldfische sich jetzt besonders wohl fühlten, wenn er auch nicht recht begreifen konnte, warum sich ein Fisch nach dem andern auf die Seite legte!

Föhnlich blühte ihm ein Gedanke durch den Kopf.

„Mutter hat gekaut“, dachte er, „wer sich nicht wusch tut, ist ein Schmutzfink und wird krank.“

Geschäftig trug er Seife und Waschluch herbei und angelte sich mit dem Schaumlöffel den größten Goldfisch aus dem Bassin!

Vorsichtig nahm er ihn in die Hand und wuschte ihn unter Zuhilfenahme von viel Seife und Waschluch gründlich ab. Daß der Fisch dabei seine schöne Farbe verlor und an Peters Händen verschiedene rotbraune

Ein Stück Lebenskunst

Von Anni Weber, Arnberg

Mehr oder weniger erhoffen wir alle zeitweilig irgendwoher „das Glück“. In der Jugend begleitet uns diese Hoffnung auf Schritt und Tritt. Wenn ich doch erst so weit bin, dann. . . ! Und dieses Hoffen schiebt sich Schritt für Schritt mit uns ins Leben hinaus. Wenn wir längst soweit sind, zielt unsere Hoffnung um so viel weiter. Das geht ununterbrochen so fort bis zum Tod.

Da ist es gut, sich einmal vor der Zeit im Geist auf sein Totenbett zu legen und in besinnlicher Lebensrückschau von da aus zu prüfen, wo denn nun eigentlich das Glück geklebt hat. Wir finden es nicht, es ist feins da, um das es der großen Mühen gekostet hätte. Gewiß, wir verleben manchen glücklichen Augenblick, hatten diese und jene tiefe nachhaltige Freude, aber das war es doch nicht, was den ganzen Aufwand an Hoffen und Harren gerechtfertigt hätte. — Vielleicht steht es uns noch bevor in der Lebenshälfte, die wir heute noch nicht überblicken können. Aber wo war es im Leben unserer Toten, das wir ganz überblicken, von der Wiege bis zum Grab. Nirgends etwas, das ihre Erwartungen vom Glück zurückgestellt und zur Ruhe gebracht hätte, — dort so wenig wie bei uns.

So sind es wohl gar nicht die erfüllten Hoffnungen, die großen Ereignisse, die erlangten „Glücksfälle“, die erreichsten „Ziele“ die unser Leben erst lebenswert machen, wie wir wänten? — wenn wir recht aufmerksam zurückschauen werden wir vielmehr erkennen müssen, daß die Erfüllung selbst unserer heißesten Wünsche mit dem wahren Lebensglück kaum etwas zu tun hatte, daß unser und unserer Toten wahres Glück vielmehr mitten im Alltag fand: im täglichen Schaffen, im Tagewerk.

Dann tun wir gut daran, mit dieser Erkenntnis von unserem freiwilligen Totenbett wieder aufzustehen und dem Leben nun in Ruhe und Gelassenheit ins Auge zu schauen. Ich erwarte nicht mehr voller Unrast Wundergaben von der Zukunft, keinen unverdienten Schatz im Alter. Nicht erst, wenn dieses oder jenes erreicht ist, soll mir das Leben wertvoll erscheinen. Ich will vielmehr diesen Tag, diese Stunde als helle Gegenwart benutzen und in Ruhe nützen, so wird die Summe meiner Tage und Stunden einst ein glückliches Leben gewesen sein.

Es ist ein großes Stück Lebenskunst, wenn du, junge Braut, diese deine Gegenwart recht als eine große Glückszeit empfindest, anstatt zu wünschen: „Wenn ich erst Frau bin!“ Es ist klug und gut, die Zeit andächtig auszunützen, in der dein Kindchen in dir wächst, anstatt zu klagen: „Wenn es erst da ist!“ anstatt zu hoffen: „Wenn es erst lacht, wenn es erst läuft!“ Wenn es erst in die Schule kommt! Wenn es erst aus der Schule kommt! Wenn es erst Braut ist!“ Und so fort — bis zum Tod. Und über all dem Hoffen und Harren geht die schöne Gegenwart gering geachtet vorüber, denn „das eigentliche Leben, das Glück, kommt ja erst, wenn. . . .“ Nein, es ist

da! Diese Stunde inniger Freude ist ein Stück deines Lebensglücks, ist dein erfüllter Zukunftsraum.

Denke doch nicht: Diese schweren Arbeitsmühen wollen noch überwunden sein, dann kommt ja der Urlaub mit der Erholungsreise, dann kommt erst das wahre Leben! — Als ob das Glück erst auf Ferien und Reisen warten müßte, — es ist da! Diese Stunde heiligen Schaffens mit ihrer schönen Vorfreude ist ein Stück deines Lebensglücks, ein Stück, das vom Totenbette aus rückschauend betrachtet, vielleicht dem wahren Lebensglück noch näher war als deine Ferienzeit.

Wohl dürfen Wünsche und Hoffnungen unseren Schritt beflügeln und als leuchtende Sterne unsern Weg emporziehen. Aber das Streben nach Geld und Gut, Ruhm und Ehre, nach besseren Tagen, nach all den großen und kleinen Zielen eines Menschenlebens darf nie zu einer Keiljagd werden, in der man blind und taub für die Gegenwart, nur Augen hat für das ferne Ziel. Es müßte uns sonst ergeben wie dem Glücksjäger, der in seiner blinden Unrast sein wahres Glück nicht erkannte, das in Waggedast in seiner nächsten Wäde an seinem Herd schaltete, bis die Waad eines Morgens mit geschürtem Bündel in der offenen Haustüre fand und, sich noch einmal umwendend, dem ruhelosen Jäger zum Abschied zurief: „Vergiß mich nicht — ich war das Glück.“

Frauen-Zeitschriften

Die „Deutsche Modenzeitung“ zeigt in Heft 5 Vorschläge für Brautkleider und sonst allerlei Hochzeitsliches. In Heft 6 sehen wir dreiviertelange Mäntel, neuartige Halsumrahmungen, eine Menge hübscher Tages- und Nachmittagskleider — und 3 Seiten Kinderfächer. Zahl und recht anregend!

Das Dezemberheft: „Deutsche Frauenkultur im Deutschen Frauenwerk“ ist für besinnliche Frauen eine Freude. Warmherzige Aufsätze, seine Bilder und ein feistlicher Kleiderstil.

Frauen, deren Interessen vielfachartig sind, sollten „Die Frau und ihr Haus“ lesen! Diese Zeitschrift berichtet monatlich über folgende Gebiete: Lebensgestaltung in Familie und Volk, finanzielle Bohnuna, natürlich-schöne Kleidung, Körperpflege, Erziehung, Gesundheit, neuzeitl. Ernährungswissenschaft, Voraussetzungen der weiblichen für deutsche Frauenkultur, Köln. Verlag Kistmann, Göttersloh 1. Westf. Preis 80 Pfa. S. K.

Praktische Wintersport-Kleidung

Es ist oft hier und dort zu hören, daß arbeitsmüde Menschen, meistens Städter, ihre Erholungszeit in den Winter verlegen und erstlicher zurückkommen, als nach einer längeren Sommerreise.

Ja, Schnee, Sonne und Skisport, der ja eigentlich schon Volkssport bei uns ist — diese drei vollbringen Wunder an Verheben, abgearbeiteten, und nervösen Leuten. Die Sonnenstrahlung ist besonders im Winter intensiver als im Sommer, und der kalte Winterwind und weite weiche Hüben vermitteln unmittelbare Ruhe und jene Serenität, nach der wir Gegenwärtigen so oft vergeblich jagen.

Einige Tage hinauf in die Berge — es ist sicher der „Herzenswunsch vieler!“ Die Kalenderzettel werden immer wieder nachgesehen, und schnell ein hübsches zwischen der Arbeit von kommenden Herrlichkeiten geträumt. Und dann gilt es, die Ausrichtung zu beschaffen! Es ist sehr wichtig, gerade im Winter, richtig und zweckmäßig in der Kleidung ausgerüstet zu sein.

Ein sehr praktischer und vielseitiger Anzug ist dies: Sportliche Jacke, Widelrock und Sportstiefel. Letztere dreiviertellang oder bis zum Knöchel reichend. Entweder alle drei im altbewährten Skiblau, Garbardin, oder sonst ein

möglichst imprägnierter sportlicher Wollstoff, oder nur die Hölle blau und Jade und Rod in einem gut stimmenden Ton dazu. Hölle und Jade zusammen ist Flanell, Rod und Jade ist zum Wandern, Reisen und auch im Alltag zu tragen.

Dazu gibt es dann die farbenfrohen, sportlich-schlichten Blusen aus aros- und kleinartem Flanell und feinfarbigem Wollgewebe (Abb. 7). Flanellstulpen- und Hemden sollten aber nur im strengen Winter getragen werden, sie geben sehr viel Wärme ab. Besonders Anfänger machen leicht den Fehler sich viel zu warm anzuziehen. Wenn die Sonne ihre bräunenden Strahlen schickt, dann sind vorläufig „Poloblöser“ am Platze, sie sind feine luftdurchlässig, haben eine besondere Feinheit, Feuchtigkeit aufzunehmen, und rasch wieder zu trocknen. Am schönsten sind sie in frischen, heiteren Farben — rot und grün und gelb und blau. . . .

Auffsteigend in der Gasse aller sportlich interessierten Frauen und Mädchen ist der Hosenrock. (Abb. 8). Er gibt die wichtige Beweannstreikheit beim Laufen, Gehen und Sitzen, steht flott aus und ist äußerst praktisch. Zum Sitzen sollte er von Anfängerinnen in den ersten Jahren vermieden werden, weil er sicheres Sitzen voraussetzt. Unter dem Hosen- und Sportrock trägt man vorteilhafterweise eine winddicke, imprägnierte Schlupfsohle. (Abb. 4). Man ist damit gegen allerlei mögliche Unbill geschützt, z. B. beim Fallen usw. Es kann auch fetterlei Nässe an den Körper heran.

Weiter ist fast unentbehrlich: Eine Wind- und Wetterhaube. Sie sind aus winddichten, imprägnierten und schneeabstoßendem Stoff, sehr leicht im Gewicht. Am besten sind sie mit Lederkoller. (Abb. 5). Die Schnittform kann in der Art der Vorweenerblusen sein. Bis zum Gürtel reichend, mit vorn durchgehendem Reißverschluss, oder auch in der Art wie eine Schopfbüfle, bis etwa zum halben Oberkörper reichend. (Siehe Abb. 6. Für die Frau ist letztere Form fast am empfehlenswertesten.) Und Anzüge die nur ausschließlich zum Skisport gehören? — Da sind in der Hauptsache freubewährt und immer gleich beliebt die „Blauen“. Mit kürzerer oder längerer Jackenforn, mit Lederkollern, oanz- oder dreiviertellang beherrschend sie das Bild. Aber auch der kom-

bierte Ski-Anzug hat viele Anhänger gefunden, besonders die Frau ist sich der Kleidsamkeit eines geschmacklich schön gewählten Anzugs bewußt. (Abbildung 1.) In diesem Winter steht die helle Jacke im Vordergrund — rohweil ist am schönsten. Einfarbige Strickmützen und farbenfrohe Wollschotten stehen zur Wahl, Janker- und Westenforn, ohne Ärmel, mit Ärmel, hochgeschloffen, oder mit Aufschlägen. Was dir am besten gefällt. Dazu dann die einfarbige blaue, braune oder graue Skihölle. Der Ski-Janker hat den Vorteil, daß er auch im Sommer eine hübsche Ergänzung zu sportlicher Kleidung bietet. (Siehe Abb. 2).

Die Trägerhölle mit angehängtem Mieder. (Abb. 7. ist mit einer bunten Flanell-Strickhaube. Ein breiter, originaler Strickmützel aus Leder mit aufgesetzten Ornamenten (Abb. 10) vervollständigt den Anzug.

Neht der Woll-Pulllover, die Ski-Westen, der Sweater — sie sollen ganz schlicht sportlich sein, keineswegs modisch. Unauffällig in Form und Musterung, aber dafür aus reiner Wolle — nur diese wärmt! Keine Mischgewebe, keine Kunststoffe, sie sind zum Winterport untauglich.

Man trägt Pullover und Wollweste (Abb. 9) nur als Innenkleidung, nie als Außenkleidung ohne Jacke oder Windbluse, weil der Schnee daran haften bleibt.

Fehlen noch die Kleinigkeiten, wie Kopfbekleidung, Handschuhe, Schals. Mützen aus melierter Schafwolle mit



Nachschuß sind praktisch und schön, neuer die Stirnbänderchen mit Sonnenblende. (Abb. 11). Und ein paar weitere feine Lederhölle mit Wollfutter und Strickmanschette willst du doch auch? (Abb. 8). Grob gestrickte Sportstrümpfe in Popplmuster sehen herrlich handverfälscht aus — wie Hochzeitsstrümpfe der Schwarzwälder. Ueberhaupt ist ja der Einfluß der Tracht auf allen Kleiderarbeiten zu merken — so auch beim Winterport-Anzug. Der kombinierte Ski-Anzug kann je nach Farbe und Art im Gefühl sehr an Tracht anklängen.

An der allgemeinen Modelinie ist zu erkennen, wie sehr der sportlich-zweckmäßige Stil sich immer mehr Bahn bricht. Einfach, leicht, praktisch ohne nichtzulagenden Modestand, das sind die Hauptmomente, die nicht nur das sportliche Kleid kennzeichnen, sondern bald die gesamte Kleidertrage beherrschten. Wissenschaftlichkeit und Gehalt — Dualität und funktionsfähige Form — davon fant der Anzug, mit dem wir in die Berge ziehen, zu Schnee und Sport.

E. O. SINGLE

Neubabelsberg

Ein Rundgang durch Europas größten Filmbetrieb



Aus der Filmstadt Neubabelsberg Werkstätten, Klebe- und Vorführräume säumen die Straßen dieser seltsamen Stadt, die inmitten herrlicher Wälder am Rande der Weltstadt gelegen, eine immer größere Bedeutung für die europäische Filmproduktion gewinnt

Es beginnt damit, daß alles anders ist, als man es sich vorgestellt hat: daß der wie der Teufel fliegende rote Ringbahnzug viel länger braucht, als man meinte, daß Neubabelsberg vom Bahnhof Zoo entfernt sein könne, und daß Neubabelsberg dann gar keine Stadt ist, sondern — ein Wald, schöner, friedlicher Havelwald, in dem man sich auf der Suche nach dem Filmgelände, wie uns dies tatsächlich passiert ist, sogar verirren kann.

„Kantine“ und „Kasino“

Wenn die Ufa inmitten dieser Wälder die Bodenfläche ihres Geländes — es umfaßt, wer es genau wissen will, 530 000 qm — erst ausrodern mußte, so dürfte ihr das dabei geschlagene Holz noch ein paar schöne Jahre zum Kautschukbau ausreichen, obgleich dieser Verbrauch auch kein gerade geringer sein soll. Zu Zahlen über diesen gewaltigen Betrieb jedoch erst später! Zunächst etwas über eine Filmkantine . . .

Die Ufa hat hier draußen in Neubabelsberg eine Kantine und ein Kasino. In das Kasino geht kein Mensch, in die Kantine alles: Regisseure und Feuerwehrmänner, Autoren und Beleuchter, Statisten und Stars. Es ist eine richtige Kantine mit geduldeten Tischdecken und Tischbesteck. Alles ist wie in jeder richtigen Kantine, nur die Gäste scheinen ein bißchen traurig zusammengekauert, was jedoch das Bild einer Arbeitsgemeinschaft höchstens noch vertieft. Da sitzt zum Beispiel ein junger Mann gerannt, und man meint, er müßte nun einen Wächling vor so viel berühmten Leuten ringsum machen, was er indessen gar nicht tut, sondern einfach über ein paar Tische hinwegschreit: „Naarona, Metier!“ Und dann steht ein Fräulein, dessen Gesicht man aus „Barcarole“ noch so gut kennt, auf und geht folgenlos zu ihrer Aufnahme. Wenn allerdings plötzlich auch noch ein hochfürstlicher Probst zu Verhörszwecken in Scharlach und Purpur auftritt und die vielen Mönche ringsum ihm gleichfalls nicht die geringste Referenz erweisen, sondern gelassen „Patenhofer“ trinken, weil Paul Richter, der „Klosterjäger“, es ihnen vielleicht spendiert hat so ist das für einen Augenblick doch ein wenig sonderlich und verblüffend . . .

„Einer zu viel an Bord“

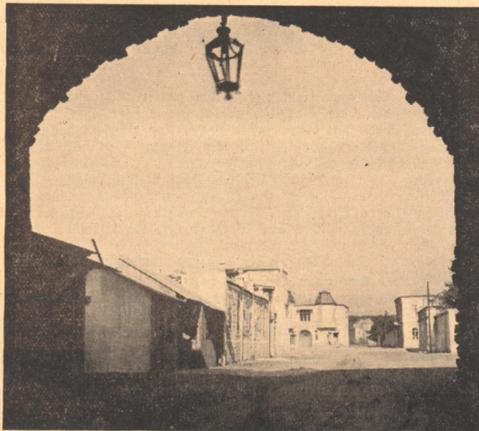
Kaut Drehbuch hat Albrecht Schönhals als Kapitän v. Wolkmann „elfern rubia“ zu sein, wie ihm sein 1. Offizier Rohls in der neapolitanischen Osteria plötzlich zornbeugend Gerdas Bild vor die Augen hält. Welche Zornstimmung, sich in solcher Umgebung allen Ernstes anzuschreiben! Die ganze Osteria steht auf ein paar alten Balken, und Keapel ist hinten auf einer riesigen Leinwand — nur fotografiert. Dabei unterhält sich der ganze tech-



Stimmungsbilder aus der Dekoration zum „Barcarole“ Die Paläste Albenodias, die unter der Weiserhand der Ufaarchitekten Verlyg und Köhrig im Neubabelsberger Atelier entstanden sind

nische Stab vorläufig noch über Beleuchtungsfragen, während die beiden Herrn Offiziere immer wieder von vorne beginnen — Schönhals: „Ich bin es, der hier zu fragen hat!“ — Deltgen: „Dies Bild ist der Beweis dafür!“ Es klappert aber nicht mit Gerdas Bild. Deltgen soll es noch erregter über die erhobene Hand klatschen lassen. Dagegen ist die Wut der Weiden aufeinander schon beinahe unheimlich natürlich. Die Nackten spannen sich, als wollten sie sich tatsächlich im nächsten Augenblick an die Kette fahren. Dabei läuft noch gar keine Kamera, und alles ist sozusagen erst improvisiert. Endlich: Aufnahme! . . . ein langanhaltendes Schwarzen, rotes Licht irgenwmo, jähe Stille, „Szene 179 zum zweitenmal!“ ruft der Mann mit der Holzklappe gegen die schon laufende Kamera, und dann läuft er selbst so schnell als möglich aus der Szene.

Und wieder, diesmal noch wütender, weil die Jupiterlampen anscheinend den letzten Rest Siedehitze dazu liefern — Schönhals: „Ich bin es, der hier zu fragen hat!“ — Deltgen: „Dies Bild ist der Beweis dafür!“ Jetzt passiert dem guten Deltgen als ziemlich heftiger Reiz beim Film auch noch ein Versprechen im Dialog. . . „Schluß! Licht aus!“ „Licht aus!“ fahren gleich ein paar Andere mit. Kamprecht, der Regie führt, ist aber nicht im geringsten böse, wenn nicht inzwischen schon wieder was anderes los wäre: Die Gäste der Osteria, die Komparterie also, in ihren schönen weißen Sommerhosen beschäftigen sich über die schlechtesten Zigaretten.



Bauten aus dem Ufa-Film „Flüchtlinge“ auf dem Freigelände der Ufa in Neubabelsberg

Wenn sie schon laut Regieanweisung rauen sollen, dann wenigstens etwas anständiges. Es wird hinüber zur Kantine geschickt — anständige Zigaretten für die Komparterie! . . . „Szene 179 zum drittenmal!“

Künstliche Bäume

Sahen wir eben den Mann, der „zuviel an Bord war“, so können wir wenige Minuten später draußen auf dem Aufengelände der Ufa das Schiff selbst bewundern, auf dem er es gewesen ist, die „Ceder“. Das ist zwar ein reichlich sonderbares Meeresungeheuer, denn es hat nur ein Deck und keinen Rumpf, dieses Deck aber befindet sich so hoch über der Erde, daß man es niemand raten möchte, von da oben herab über Bord zu gehen.

Wenige Augenblicke darauf spazieren wir schon über die bekannte „Filmsraße“ der Ufa, eine naturgetreue Asphaltstraße mit beiderseitigen Häuserfronten. Es ist eine gepflastert ausgeföhrte Straße mit leeren Schaufenstern und blinden Scheiben. Um die Ecke ein hübscher Platz mit Denkmal und Brunnen, von zaubernden Architektenhänden im Handumdrehen in ein ganz anderes

Stadtbild zu verwandeln. Da ist weiter der Bahnhof von Chardin, das gewaltige, massiv gebaute Tor, beide aus „Flüchtlinge“ bekannt, das „Schloß“, zehnmal verwandelte Szenerie von „Walzerkrieg“, „Der junge Baron Neuhaus“, „Die Insel“ usw.; immer dasselbe und doch immer ein anderes Schloß. Unvergesslich dann der Eindruck einer plötzlichen Begegnung mit Gasse und Brunnen aus dem 14. Jahrhundert, den Bauten zu „Hans im Glück“. Das sind keine Attrappen mehr, das ist so echt, daß die Menschen in ihren Kleidern von heute fast wie Traumpuppen dazwischen herumwandeln.

Eine sonderbare, verzauberte Welt! Da haben sie ein Stück weiter zum „Mädchen vom Moorhof“ einen Baum gebracht, einen ganz bestimmten Baum. Und weil nun gerade kein solcher von Gott geschaffen zur Verfügung stand, haben diese Tausendfüßler sich selbst einen Baum gemacht, einen künstlichen Baum! Man nimmt die Blätter in die Hand. Sie zerbröckeln zu Staub. Der Stamm ist feibrig von Leim. Er wirkt nicht sehr überzeugend aus der Nähe, dieser künstliche Baum, aber seinen Zweck wird er wohl erfüllt haben.

Zahlen . . .

Zum Schluß erfahren wir von einem Herrn, der es zu wissen scheint, noch einige Zahlen über „Neubabelsberg“:

Die Gesamtlänge der Straßen und Plätze hier ist größer als die längste Straße Berlins, die Friedrichstraße . . . Das lagernde Filmmaterial würde ausreichen, eine Verbindung von Wien bis Hollywood herzustellen . . . Die Anzahl der jährlich das Atelier in Neubabelsberg besuchenden Autos ist größer als die aller Autotaxis von Berlin . . . Ein Handwerker müßte ein Vierteljahr ununterbrochen arbeiten, nur um die kleine Arbeit des Nageleinschlagens an den Atelierbauten zu einem mittleren Spielfilm zu verrichten . . . Der Jahresverbrauch an Lack und Farben würde für den Häuseranstrich einer mittleren Stadt ausreichen . . . Mit dem Leinwandverbrauch der Ufa innerhalb eines Jahres könnte man die Einwohner von ganz Potsdam neu einkleiden . . . Für die Ausstattung der Filme sind u. a. 10 000 Möbelstücke, 8000 Kostüme aus allen Zeiten, 800 Paar Stiefel, 1000 Herren- und Damenhüte, 2000 Perücken und ein Lager von 5000 verschiedenen Materialien in 14 Fundus- und Materialmagazinen vorrätig . . .

Eine furiose aber, wie man sieht, — bedeutsam gewordene Welt, die des Tonfilms! Nirgends aber zeigt sie sich so vielgestaltig und in so gewaltigen Dimensionen wie in Europas größtem Filmbetrieb: Neubabelsberg!

Geist und Bild

Von Carl Hoffmann

Der bekannte Kameramann, der in „Victoria“, dem Film nach Knut Hamsjuns schönster Erzählung, zum erstenmal Regie führte, ergreift im folgenden das Wort.

Ich muß etwas sagen, was aus dem Munde eines Mannes, der von der photographischen Gehaltung der Welt herkommt, widerprüchsvoll klingt: wenn man an die Verfilmung einer großen Dichtung, eines Werkes der Weltliteratur geht, so regieren nicht die „optischen“ oder „filmischen“ Gesetze die Stunde, sondern der Geist der Dichtung.

Hamsjuns „Victoria“ ist ein rund in sich geschlossener Lebensraum, ganz ausgewogen in sich selbst, unzugänglich von außen, nur von seiner eigenen Mitte aus erlebbar. Dieses Werk in einen Film umzuwandeln heißt, etwas Ganzes, Unveränderliches in einer anderen Kunstform ausdrücken, als es ursprünglich erlebt war. Aber wenn die Gesetze dieser neuen Kunstform nun forderten, daß gewisse Umdeutungen, Veränderungen, Retuschen vorgenommen werden müßten, um die Urmelodie des Werkes unverzerrt erklingen zu lassen?

Und es scheint auf den ersten Blick, als ob Hamsjuns epische, wie ein sanfter Strom unauffällig fließende Dichtung solche Eingriffe erforderte, um in das freie bewegte, explosive dramatisch geladene, lebende Bild übertragen werden zu können. Vielleicht mußte man es ein bißchen „dramatischer“ gestalten, dem täglichen Leben näher, in einem gewissen Sinne kompakter. Denn, hört man immer wieder, die Seele läßt sich nicht photographieren. Und ich will nicht leugnen, daß der Schauplatz von Hamsjuns schönster und arteter Liebesgeschichte, daß der Schauplatz von „Victoria“ der scheueste, heimlichste Winkel einer menschlichen Seele ist.

Aber wichtiger als alle angeführten filmischen Gesetze schien mir die Gewalt der Dichtung zu sein und nur, um dieses große Erlebnis klar im Bild herauszufallen, ging ich an die Inzenerierung des Films. Das Werk Hamsjuns ist überall das Primäre, das Unantastbare, und nur als Gestalt für dieses Werk durfte das Bild erscheinen. Überall suchte ich meine Regie-Arbeit auf das Wort des Dichters zu legen, und merkwürdig, je mehr wir uns, Schauspieler und Schriftsteller und Regisseur, um diesen Geist der Dichtung bemühten — und nur um diesen Geist — um so inniger schienen sich die Ausdrucksmöglichkeiten des Films unserm Streben anzupassen.

Natürlich, über die endgültige Wirkung läßt sich nichts sagen, das erweist sich an den tausend und aber tausend Menschen, die einen Film sehen, zu ihm Stellung nehmen, von ihm ergriffen werden oder ihn ablehnen. Ich kann nur von dem sprechen, was meine Mitarbeiter und ich selbst erlebten. Und das war, in einem Wort, daß die optischen Gesetze, von denen so viel in der Theorie die Rede ist, sich dem unbeirrbar Willen, den Geist der Dichtung ins Bild zu bringen, immer widerprüchlos anpaßten.

Vielleicht kommt hinzu, daß in dieser merkwürdigen Dichtung „Victoria“ nicht so sehr das Schicksal einer Handvoll Menschen und ihre Schicksale das Hauptmotiv sind, sondern die Liebe selbst, Alles, was sich ereignet, ist nur mitzufühlen, mitsuzerleben, wenn man sich hemmungslos dem Strom dieses Gefühls hingibt, daß aus diesem Wort der Dichtung und, ich hoffe, aus jedem Bild des Films rinnt — dem Strom der Liebe, „Die Liebe“ heißt es in „Victoria“, die Liebe war der Ursprung der Welt und die Beherrscherin der Welt, aber alle Wege sind voll von Blumen und Blut, von Blumen und Blut.“

Zwei neue Filme mit Heinrich George



Im Büro des Heiders Heinrich George und Maria Krahn als Konsul Bernid und Frau im N.-R.-Film der Ufa „Stützen der Gesellschaft“.



Heinrich George und Paul Hensels im dem Johannes-Riemann-Film der Babaria „Die große und die kleine Welt“.

Durch unruhiges Asien

Originalberichte von der großen Sven-Hedin-Expedition 1933-35

Copyright by Dr. Sven Hedin.

9. Fortsetzung.

Vom Regen in die Traufe

Unsere Wache hatte sich im Hof ein kleines Feuer gemacht, und wir wollten uns gerade zur Ruhe begeben, als ein Trupp Soldaten an unsere Tür klopfte und Eintritt begehrte. Wir weigerten uns natürlich und sagten, hier sei ein Krankenhaus, das nachts nicht geöffnet werden dürfe. Aber es nützte uns nichts. Nach einer Stunde kam ein neuer Trupp Eindringlinge und forderte uns auf, einer von uns sollte sofort herauskommen, andernfalls unweigerlich geschossen würde. Wir sprachen sehr laut, und das mag bei den Eindringlingen den Glauben erweckt haben, wir seien sehr zahlreich und könnten ihnen gefährlich werden. Die dem Umstand schreibe ich es zu, daß sie sich beruhigten, als ihnen meine Willensart durch die Türspalte zugeschoben wurde. Wir öffneten keinesfalls, machten noch durch lautes Rufen Alarm, und so zogen sie wieder unverrichteter Sache ab.

Die ganze Nacht strichen Soldaten mit Taschenlampen oder chinesischen Laternen umher. Dr. Hummel und ich hielten abwechselnd Wache bis morgens vier Uhr. Die andern schliefen in den Kleidern. Auf einem der Dächer konnte man dauernd schlechende Gestalten wahrnehmen. Waren es die Dunganen, die sich zumontierten, um uns zu überfallen? Wir konnten nichts deutlich erkennen.

Wohl noch niemals ist uns eine Nacht so lang erschienen. Ich zählte die Minuten. Endlich wurde es hell. Das Hundegebell, das die ganze Nacht schauerlich durch die Dunkelheit schallte, verstummte, man hörte nur noch das Stöhnen von Verwundeten, die auf den Straßen lagen, und die Hilfeschreie Sterbender.

Durch die dauernden Aufregungen und die langen Wachen waren wir so ermüdet, daß wir uns nichtig ausschickten. Wir waren daher umfomehr erkrankt, als plötzlich an meine Tür klopfte und ich einen Mann in russischer Uniform vor mir stehen sah. Es war ein Vole des Generals Wolgin, des Leiters der russischen Streitkräfte und der direkte Untergebene des Generalgouverneurs in Urumtschi. Unsere Freunde war natürlich froh, konnten mir doch jetzt wieder neue Hoffnung schöpfen. Der General, der gerade in Korla eingetroffen war, forderte mich auf, ihn zu begleiten, was ich sofort tat.

General Wolgin war ein fleischgewordener, nett und sympathisch aussehender Soldat, der von oben bis unten mit Staub und Schmutz bedeckt war. Da er gerade mit seiner Truppe in Korla angekommen war, war er noch nicht zur Morgentoilette gekommen. Er entschuldigte sich bei mir, hieß mich herzlich willkommen und bot mir sofort Zigaretten an. Ich erzählte ihm unsere Leidensgeschichte und unsere große Sorge um unsere Freunde, die mit den vier Wagen bisher noch keinerlei Nachricht gegeben hatten. Der General sagte mir seine uneingeschränkte Hilfe zu, nachdem ich ihm unsere Pässe zur Verwahrung gegeben hatte. Mit freundlichen Worten der Ermunterung verließ er mich.

Die Stadt hatte seit dem heutigen Tag ein völlig verändertes Gesicht bekommen. Überall sah man russische Soldaten, erdrägen von Staub und Schmutz, hörte russisches Stimmengewirr, fremdartige Ordnungen ritten umher, über Nacht war die Stadt russisch geworden.

Hatten wir gehofft, daß unser Los besser würde, so schienen wir getäuscht. Die Wache, die bisher aus drei Mann bestanden, wurde auf sechs erhöht, sie hatten Orber erhalten, uns auf zu überwaschen — also auch russischerseits schien man uns nicht zu trauen. Jede Bewegung wurde überwacht, sogar einen bestimmten Ort durften wir ohne Erlaubnis der Soldaten nicht aufsuchen. Es läßt sich denken, daß wir immer verzweifelter wurden. War das der Umschwung für uns, den wir ersehnten, den wir durch die Russen nahe glaubten?

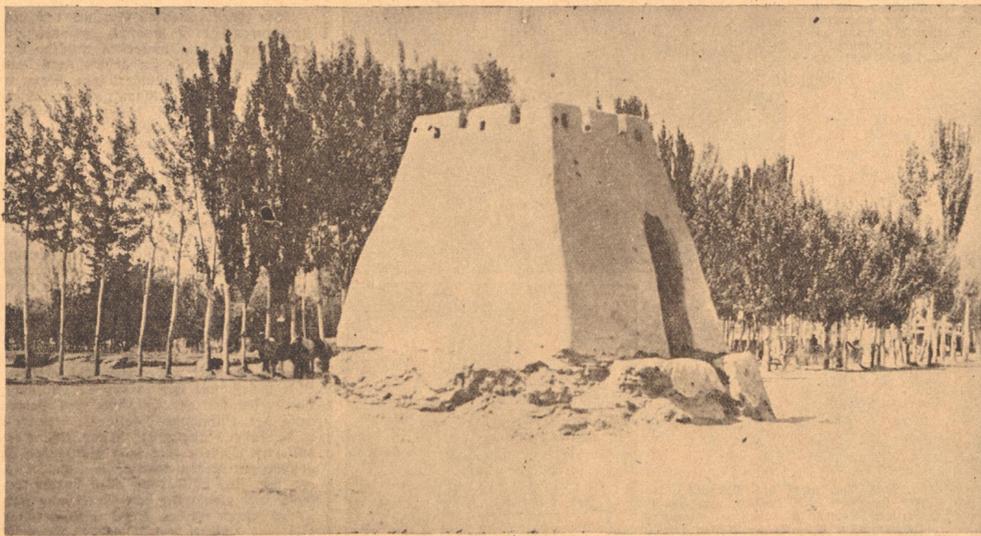
Endlich am 17. März gegen Abend erhielt ich Besuch von zwei Offizieren. Der eine, ein stattlicher Mann mit großer Nase und Backenbart, stellte sich als Oberst Proskura-fan vor, Adjutant des Generals Westfelen, der die Leitung der gegen Ma kämpfenden Armee inne hatte. Der Oberst bat mich im Namen des Generals um genaue Auskünfte über alle meine Gefährten, über unsere Expedition und unsere Ziele. Wir wurden einem rechtlichen Verhör unterworfen, das fast drei Stunden dauerte. Als ich ihm alles genau darlegte hatte und auch zuletzt unsere Verden schilderte, wie wir hier auf dem Hof gefangen gehalten würden, ungewiß, wie sich unser Schicksal weiter gestalten würde, sagte er mir zu, er werde einen Befehl bei dem General befürworten. Ich war ihm sehr dankbar und war deshalb froh, als der Oberst am nächsten Tage wieder erschien und mich bat, ihm zum General zu folgen.

Ich begab mich sofort mit ihm in das Hauptquartier der russischen Generalität in einem chinesischen Namen, in dem gleichen, in dem Ma gewohnt hatte. Ich wurde von

General Wolgin ungewöhnlich liebenswürdig empfangen, der auf mich einen bescheidenen, ruhigen Eindruck machte, alles andere, als ich mir den Leiter der russischen Armee vorgestellt hatte. Ich blieb drei Stunden bei ihm, nachdem ich nochmals auf unsere Sorgen um unsere Autos hingewiesen hatte. Er fragte mich nach unserem Radioapparat, ich erzählte ihm, daß er vor

Es folgten Tage entsetzlichen Einerleis und vergeßlichen Wartens. Von Georg und unseren Kameraden hörten wir nichts, in Korla waren nunmehr Russen, die Bevölkerung schien froh zu sein, daß die Dunganen vertrieben waren. Tag und Tag verging. Wir hatten unser Gefängnis ein wenig wohlhlich gemacht. Wir hatten einen Raum ein wenig ausgebeßert einen neuen

wiel Enttäufungen erlebt, daß wir sehr mißtraulich gemordet waren und uns nicht zu früh freuen wollten. Wir waren gerade angefangen, es war wohl gegen 10 Uhr, als unser treuer Bao, der uns noch immer begleitete, furchtbar zu heulen anfang. Was mag nur da los sein? Was sind da wieder für Überraschungen? waren natürlich die ersten Fragen, die wir uns stellten. Kurz



Eine Wegmarke, ein Kennzeichen der Wüste Gobi, wie sie der Sven-Hedin-Expedition den Weg wies. Aufnahme: Rotogravür

den Dunganen verdeckt, vergraben in der Erde set, ihm aber jederzeit zur Verfügung stände. Der General nahm dies Angebot dankend an, ebenso, als ich ihm vorzuschlug, mein kleines Auto zu den Verhörsitzungen zu benutzen. Der General schien mir sehr dankbar, ich tat dies alles in der heimlichen Hoffnung, dadurch den russischen Höchstkommandierenden zu verpflichten und uns bei Rückgabe des Lastautos behilflich zu sein. Als abends darauf tatsächlich unser Radio und unser kleines Auto abgeholt wurden, hätte es keiner Wachen mehr bedurft; wir waren mehr- und hilflos, mitten in einer geplünderten Stadt, ringsum Kriegskanplaz. Wie und wohin entkommen?

Fußboden mit Bretter belegt, Dr. Hummel hatte aus alten Tüchern Gardinen gemacht und die Wände mit „Sandgemälden“ geschmückt. Es schien jetzt ein bißchen behaglicher mit der Aussicht über unseren Hof zu einigen Weiden und Pappeln, deren Grün uns zeigte, daß die Natur noch lebte.

Der 20. März wird uns allen wohl unvergeßlich bleiben. Wir hatten auf unserer Expedition viel Leid und Mühseligkeit erlebt; der schönste Tag, der mit goldenen Buchstaben in unser Gedächtnis geschrieben wird, war aber dieser Frühjahrsorgen. Wir hatten zwar einige Tage vorher schon von einem russischen Oberst die Zusicherung erhalten, daß wir wohl in Kürze frei nach Lop-nor reisen dürften, jedoch hatten wir so

danach wurde heftig an die Tür gepoßt, und als wir öffneten, fanden unsere Freunde Georg, Esse, Serat und Jomcha wohlbehalten und frisch mit ihren Autos vor uns. Ich glaube nicht, daß viele Augen trocken blieben, als wir unsere Kameraden umarmten. Tatsächlich sie waren es, sie fanden wirklich vor uns, die Autos in Ordnung, gesund und frohen Mutes. Wir konnten es gar nicht fassen, daß sie, um die wir nun schon Wochen bangten, bei uns waren, mit unseren feilbaren Wagen — gibt es noch Wunder im Kriege? Das Fragen nahm kein Ende, am Donnerstag vor Otern sahen wir am Frühstückstisch, und Georg erzählt seine Erlebnisse, die einem Roman gleichen.

Schluß folgt.

- Räthseln -

Kreuzworträtsel

1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28

Waagrecht: 1 Stadt in der Tschedonowawet, 4 Vermittler, 6 gelbe Wasserrose, 9 Ruhepause, 11 Stadt in Ungarn, 13 westeuropäischer Inselbewohner, 15 schmal, begrenzt, 16 griechische Insel, 17 Meeresfisch, 20 germanische Göttin, 22 japanische Münze, 23 Nase, 25 arabischer Wüstentier, 26 Zeiteinteilung, 27 Beleuchtungskörper, 28 Schwimmvogel. — Senkrecht: 1 europäische Hauptstadt, 2 Singvogel, 3 Weiß, 4 Erdteil, 5 Wurfspeiß, 6 veraltetes Vängenmaß, 7 soviel wie Täuschung, 10 Pferdetafel, 12 Fischfänger, 14 Bezeichnung für eine fähige Reiterin, 18 Stadt an der Ruhr, 19 größter See Finnlands, 20 Graß, 21 junges Schaf, 24 Sportwink, 25 griechische Göttin.

Doppel-Silberrätsel
Aus den Silben a, an, ban, ber, hera, bi, bruch, bu, ei, er, fah, fla, gen, gro, heit, hof, ih, ir, irr, ren, sand, U, lu, men, mer, mi, na, nen, nen, nur, o, ru, ren, re, fitt, sgen, sgen, ta, tan, tpa, trab, tuch, tum, vo, wol, zel,

aus sind 18 Wörter zu bilden. Den gefundenen Wörtern ist je eine Silbe zu entnehmen. Diese Silben, hintereinander gelesen, ergeben einen Ausspruch.
Die Wörter bedeuten: 1. Raminthalt, 2. Räthselräth, 3. europäisches Inselreich, 4. iportliche Veranstaltung, 5. Wüte, 6. Kurort in Thüringen, 7. bekannter Sportsmann, 8. großer Mensch, 9. Söhne, 10. Schöpfer des „Höfentanzes“, 11. Hebevorrichtung, 12. Schlachtor im Weltkrieg, 13. Fisch in Rom, 14. Erfinder eines Thermometers, 17. Krankheit, 18. Weiß.

Bilder-Rästel

Auflösungen
Renjardes Silberrästel: 1 Diamant, 2 Aisch, 3 Sinai, 4 Nequus, 5 Eber, 6 Umbine, 7 epipho, 8 Jungfrau, 9 Aircel, 10 Serina, 11 Hagen, 12 Warg, 13 Anden, 14 Adoff, 15 Büchel, 16 Sandango, 17 Katsch, 18 Eran, 19 Ephenkome.

20 Unterleib, 21 Aibeau, 22 Diane, 23 Liverpool, 24 Zinnung, 25 Epibetich, 26 Zedert, 27 Donau. — Das neue Jahr wird froh und licht durch Stunden, stolzen, Zuecht.
Der Silberrästel: Stat b 10, D. S lagte a aus der sand an. Das ging ohne Zehn; solet alle: Spiel 11, Sand 12 mal 12 = 144. Die Karten laßen: 3 a b c d, a a, 10, a; b 9; c 10; d a, d. M a b, a d, 9, 8; b a, a, 8; c a, d; p 10. S a 7; d 7; e a, 9, 8, 7; d a, 9, 8, 7. S kann antworten was er will. S macht 2 Züge auf seine beiden Hße, auf die jedesmal 10 und 2 fällt, zusammen 48. Mit dem im Stat liegenden 13 Punkten hat der Spieler 61. — „Das Jahr sangt gut an.“ lauge Herr Priester bedrückt.
Unter Neujahrswunsch: Zum Neuen Jahre neues Gassen (Schilf)wörter: Jone, Januar, Maurer, Karte, Zuanen).
Botschaftliches Räthsel: Waagrecht: 1. Steinmader. — Senkrecht: 1. Epib, 2. Erpel, 3. Nonne, 4. Amjel, 5. Dogge, 6. Ratte.

Humor

Neuheiten aus Schottland
Des Nachbars Kuh kam in des Schotten Garten.
Des Schotten Sohn lief aufgeregt zum Vater:
„Vater — eine fremde Kuh ist in unserm Garten!“
Der Schotte entzete:
„Sprich nicht so viel — melf sie!“

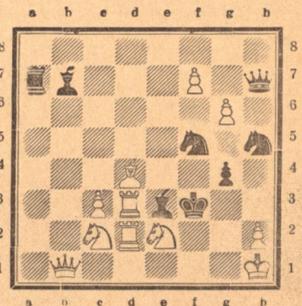
Die Olympiaprüfungen finden in der ganzen Welt statt.
Im Wettpringen werden die Schotten kaum zu schlagen sein.
Das ist ein überaus populärer Sport in Schottland.
„Warum eigentlich?“
Der Schotte lächelte:
„Man spart Schuhsohlen.“

Schach

Folge 1 — 5. Januar 1936

Ein Problem-Auflösung

W. Kirisch, Offenburg
Urdruck



Wir bringen heute unseren Lesern eine sehr vielseitige Aufgabe, die natürlich nicht allen Anforderungen der Problemlust gerecht werden kann.

- 1) Schwarz zieht an und erzwingt Selbstmatt in 2 Zügen
- 2) Weiß zieht an und erzwingt Selbstmatt in 2 Zügen
- 3) Schwarz im Anzug ermöglicht Hilfsmatt in 1 Zug
- 4) Weiß im Anzug ermöglicht Hilfsmatt in 1 Zug
- 5) Schwarz nimmt 1 Zug zurück und setzt dafür matt
- 6) Weiß nimmt 1 Zug zurück und setzt statt dessen matt
- 7) Schwarz setzt in 2 Zügen matt
- 8) Weiß setzt in 2 Zügen matt.

Die Forderungen 4 und 5 sind mehrfösig. Dies sowie einige Schachgebote im ersten Zug wolle man bei der Vielseitigkeit des Problems in Kauf nehmen.

Ein Abkommen zwischen der Deutschen Arbeitsfront und dem Großdeutschen Schachbund!

Im gemeinsamen Wirken wird das Schach in Deutschland auf eine breitere Grundlage gestellt. In diesem Zweck übernimmt die DZ-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ die Werbung und Erziehung deutscher Volksgenossen arischer Abstammung zum Schach, während dem Großdeutschen Schachbund die Tätigkeit in den Vereinen und die Ausstrahlung von Schachkämpfen vorbehalten bleiben.

Ab Januar 1936 führt „Kraft durch Freude“ in ganz Deutschland in eigener Werbung und Organisation Schachkurse für Anfänger und Fortgeschrittene durch; die fachliche Betreuung der Kurse erfolgt durch den Großdeutschen Schachbund, der einheitliche Richtlinien darüber erläßt und die Lehrkräfte stellt. Die Verbandsleiter haben bereits überall in Gemeinschaft mit den Sportmeistern „Kraft durch Freude“ die Arbeit zur Errichtung der Kurse aufgenommen.

Verbilligung des Bundesorgans

Die „Deutschen Schachblätter“ sind ab Januar 1936 für die Bundesvereine auf den geringen Preis von 10 Pfennig pro Heft herabgesetzt worden. Für zweimaliges Erscheinen im Monat macht sie gerade im Jahre der Schacholympiade mit ihren großen Vor- und Nebenveranstaltungen für deutsche Schachfreunde besonders wertvoll.

Schach in Karlsruhe

Die Winterarbeit in den Schachvereinen Karlsruhes und Umgebung hat in verstärktem Maße eingelegt.

Der Karlsruher Schachklub 1868 ist umgezogen und hat sein Heim in den Zullasaal der „Schrenpp-Werkstätten“ verlegt, da das letzte Vereinslokal infolge der wachsenden Mitgliederzahl zu klein geworden war. Die wichtigsten Punkte seines Winterprogramms sind: 1. Simultanpiel von Bogosjubow 6. 2. Vortrag über Baucendspiele von E. Barntedt, 5. 3. Vortrag über Turmendspiele von R. Kus und 2. 4. Vortrag über Figurenendspiele von M. G. Znoer. In den Vorträgen sind Gäste herzlich willkommen.

Der Schachklub „Riffe!“ hat seinen Turnierabend auf Dienstag verlegt. Zur Zeit wird ein Turnier in einer Klasse ausgetragen.

Der Durlacher Schachklub wird freitags im Flug. Das Winterturnier wird in vier Klassen ausgetragen und ist bereits bis zur Rückrunde gediehen.

